

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Die neue Mühle**

**Hörmann, Angelika von**

**Innsbruck, 1866**



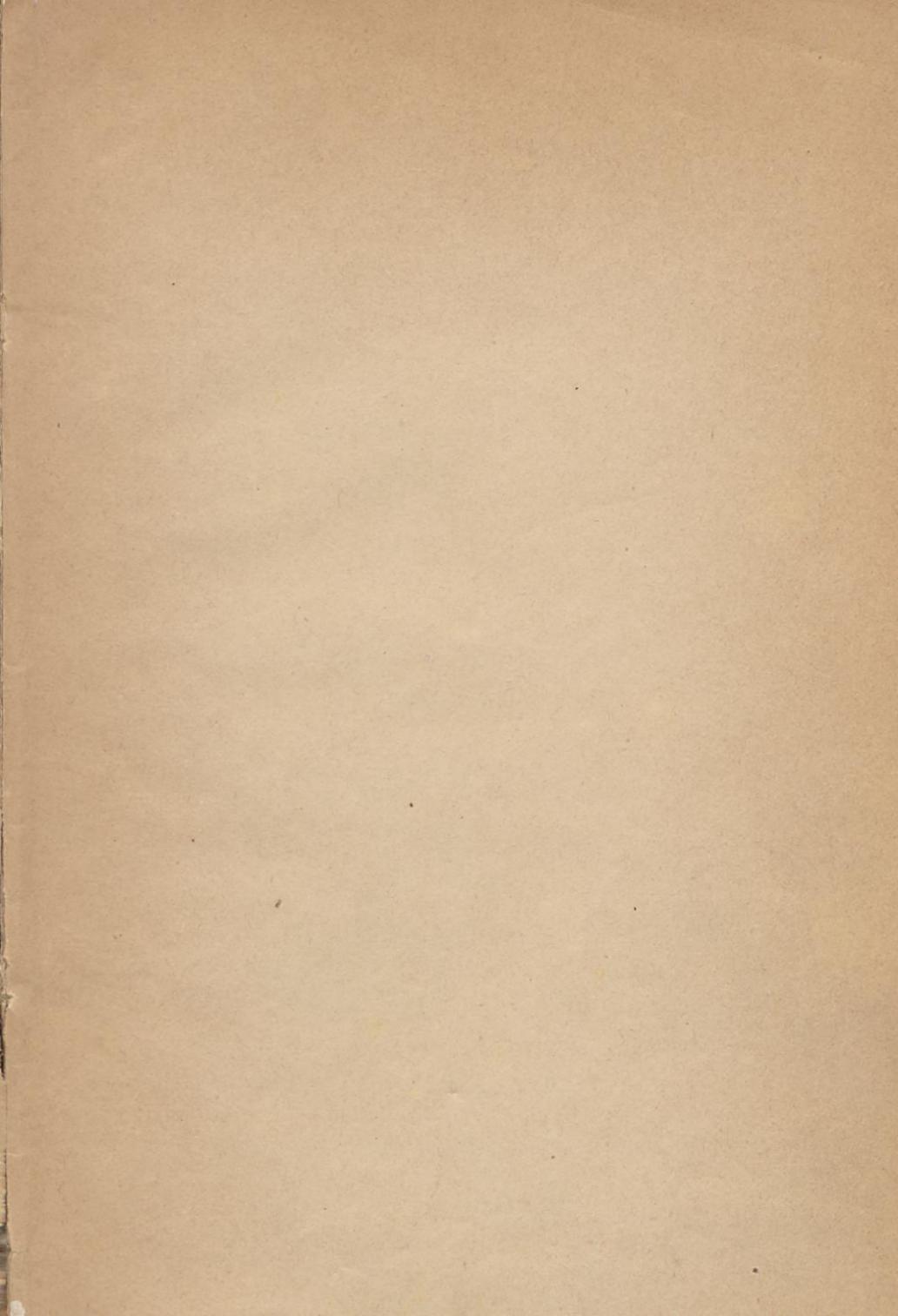
Universitätsbibliothek  
Innsbruck

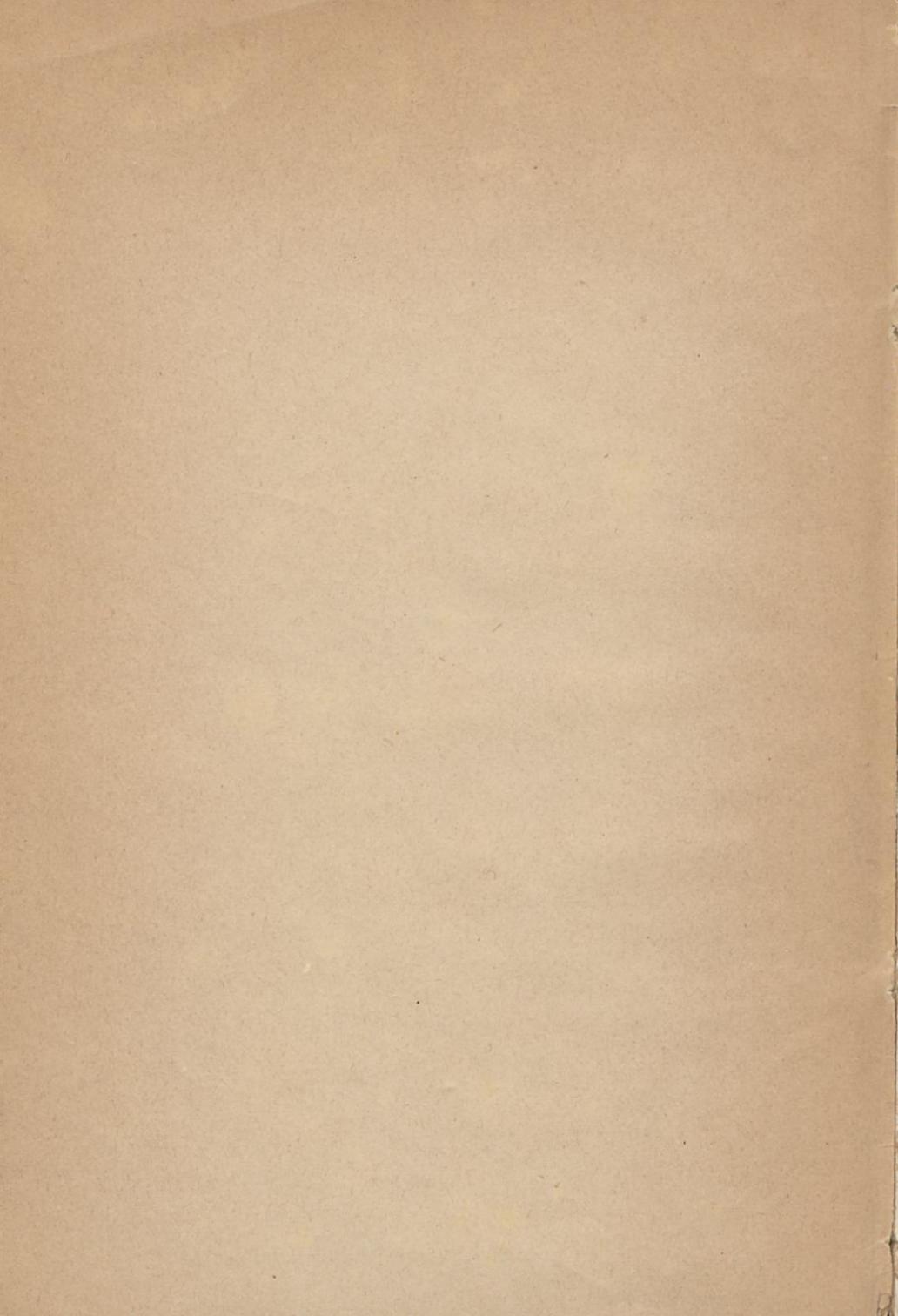


36375

1807.

N<sup>o</sup> 33749.





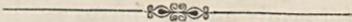
# Die neue Mühle.



Eine Gnadenwalder-Geschichte

von

Angelika v. S.



UB Innsbruck



+C6844030X



Innsbruck.

Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

1866.

Die neue Methode

Ein Handbuch der Geschichte

von

J. A. Schöner

Gut. der Kunstschüler! Leipzig

Verlag und Druck der Buchhandlung

1848

## I.

## Beim Kuendl.

Wer an einem schönen Sommertage den Gnadenwald besucht, und erhitzt vom anderthalbstündigen Wege, der von Hall bis auf dieses Mittelgebirge führt, endlich im freundlichen St. Martin ankommt, dem wird es der liebe Herrgott wohl verzeihen, wenn er nicht gleich zum lindenumlaubten Kirchlein hinaufsteigt, das vom Hügel heruntergrüßt, sondern vorerst beim Kuendlwirthshaus zuspricht, um die trockene Kehle zu laben. Es liegt als das erste Haus des Weilers hart am Wege, du kannst gar nicht fehlen. Dieses ist schon ohnehin eine löbliche Eigenschaft der meisten Gasthäuser, so zu liegen, daß man sie schlechterdings finden muß; bei diesem aber kommt noch der günstige Umstand dazu, daß seine Lage mit einem Blick das herrliche Panorama überschauen läßt, das sich vor dir ausbreitet. Dafür ist der kleine Anger hinter dem Hause ganz geschaffen. Wie angenehm ruht es sich da an den beschatteten Schenktischen; selbst am heißen Mittage weht hier ein kühlender Osthauch, und während deine dürstende Lippe den klaren Wein oder erfrischenden Hopfensaft schlürft, schweift der Blick weit über die grünen Wiesen und prangenden Kornfelder, über buschige Hügel und würzige Fichtenwälder zu den jenseitigen sonnenduftigen Bergen des Innthals und kehrt befriedigt wieder zurück, um an einem der ländlichen Gehöfte hangen zu bleiben, die da und dort aus laubigen Obstbaumgruppen hervorgucken. Freilich, man muß sie zusammensuchen wie Schnecken- schalen, so zerstreut und versteckt liegen sie. Das große dort oben rechts vom St. Martinskirchlein ist der Plankenhof, ein ziemlich ansehnliches Gebäude, das aber wegen seiner fast städtischen Bauart in dieses ländliche Bild nicht recht passen will. Dafür wird das beleidigte Auge schnell entschädigt durch das gleich darunter stehende sogenannte Glaserhäusel, rechts am Wege. Es steht mitten im saftigen Anger, mit der Rückseite an einen niedern Hügel angeschmiegt, ein echtes Bauernheimath, wie es kein Maler hätte schöner erdenken können. Halb von Holz, halb von röthlichem Mauerverwurf, umgibt es von Süd und West ein luftiger Söller, beschützt von weit vorspringendem Schindel-

dache. Daneben ist der kleine Garten mit Küchen- und Zieryflanzen angelegt, davor eine lange Bank, ein köstlicher Platz für den abendlichen Heimgarten. Dahinter tönt das Geklapper der Dorfmühle herauf. Diese steht in einer kleinen Thalsenkung, durch die der Bach rauscht, daher sieht man nur das hochrothe Ziegeldach durch die Apfelbäume schauen. Machst du aber den Heimweg nach Trizens, der an ihr vorbeiführt, so kannst du sie näher in Augenschein nehmen. Sie scheint erst vor Kurzem neu aufgebaut oder doch verschönert worden zu sein, denn die Mauern sind so rein und weiß angestrichen, als hätte man feines Weizenmehl zum Uebertünchen genommen, und die blanken Fenster glitzern und funkeln im Sonnenschein, daß es eine wahre Freude ist. Es hat aber auch seinen guten Grund, warum sich die Mühle so festlich herausgeschmückt hat, wie eine Kranzjungfer am Frohnleichnamsfest, und das nagelneue Ziegeldach, von dem heute so friedlich eine blaue Rauchsäule steigt, ist gleichsam der Schlußstein einer langen Geschichte von Liebe und Haß, Lust und Leid, die sich in ihr und im danebenstehenden Glaserhäuschen zugetragen und erst in neuerer Zeit ihr Ende gefunden hat. Bis die rüstige Wirthschafterin beim Kuendl die dampfenden Knödel aufgetragen hat, will ich dir den ganzen Handel erzählen.

Es mögen nun etwa zwanzig Jahre her sein, da ging es in St. Martin gar lustig her. Die Gnadenwalder sind sonst ein stilles Völklein, und selbst an Sonntagen ist es beim Kuendl oft geräuschloser als in der Kirche, aber heute schien die lang eingedämmte Fröhlichkeit auf einmal im vollen Strome ausgebrochen zu sein — es war der Hauptbauernfeiertag des ganzen Jahres, der Kirchtag. Wer sollte auch da nicht jubeln? Die Feldarbeit ist vorüber, die Natur selbst hält, nachdem sie dem Menschen die reifen Früchte dargeboten hat, ihre Feiertage, und der Wald zieht sein schönstes buntes Röcklein an, bevor er sich in den weißen dicken Winterpelz hüllt. Was Wunder, wenn auch der Landmann gern rastet und die Freude über die gefüllten Scheuern sich Luft macht, besonders wenn der lustige Kirchtag ein so gesegnetes Jahr beschließt, als das damalige war. Schon in aller Frühe, als noch kaum der Tag graute, krachten die Böller von der Kuratiekirche St. Michael herüber, die hellen Glocken klangen darein, und bald wurde es im ganzen Gnadenwalde lebendig. Der schönste Herbsthimmel wölbte sich über der Schaar festlich gepuzter Väter, die von den zerstreut liegenden Gehöften zum Gottesdienst eilten. Die Burschen hatten die schwarzen Filzhüte mit brennendrothen Nelken geschmückt, die Mädchen trugen frische Blumenkränze im Nieder und bildeten sich auf ihre wissen Kittelchen nicht wenig ein. Und erst als die feierliche Prozession, Hochamt und Predigt vorbei waren, die der Herr Kurat heute besonders schön

und lang ausstudirt hatte, da gab es erst ein buntes Gewimmel und Gedränge vor dem Gotteshause. Die Bäuerinnen eilten nach Hause, um für einen guten Mittag zu sorgen, während das Mannsvolk, vornehmlich die jungen Burschen, noch in Gruppen auf dem Kirchplaz standen und die schmucken Dirnen vorbeiziehen ließen. Da wurde gefächert und harmlos gescherzt und manch verstohlener Wink gewechselt; denn wer wußte es nicht, daß Nachmittags beim Kuendl in St. Martin getanzt werde. Hatten ja die Salzberger Knappen, die größtentheils Gnadenwalder sind, versprochen, mit ihrer Musikbande dahin zu kommen, und nicht umsonst war schon gestern die große Stube im ersten Stock, wo während des Jahres die überflüssigen Tische und Bänke stehen, ausgeräumt und hergerichtet worden. — Den ganzen Tag über mochte wohl Niemand so viel zu thun und zu schaffen haben als die Kuendl Marie, die rüstige Schafferin und gewissermaßen das Faktotum des Wirthshauses. In der Küche dampfte und schmorte es, als wäre eine kaiserliche Armee zu versorgen; denn der Bauer hält an solchen Tagen nicht ungern nach dem Gottesdienst ein sogenanntes „Vormahlele“ und trinkt dazu ein Seitel Rothen. Doch die Hauptarbeit ging erst Nachmittags los, als gerade nach Schluß der Vesper die Salzberger mit klingendem Spiel einrückten und beim Kuendl Absteigquartier nahmen. Bald waren alle Tische dicht besetzt, Lachen und Scherzen erscholl aus jedem Winkel, von Tisch zu Tisch; da bot man einander das Glas, dort erklang ein lustiges Schnadahüpfel. Jetzt fiel die Musik ein, ein frischer Walzer fuhr Burschen und Dirnen in die Füße, und bald drehte sich Paar um Paar im wirbelnden Dreischritt. Zimmerhiziger wurde der Tanz; der Eine patschte auf das Knie, der Andere stampfte mit den Füßen den Takt, und mitten darunter gellte ein heller Zuchezzer durch den Saal.

„He da, Platz gemacht,“ hörte man plötzlich eine kräftige Stimme am Eingange des Saales, und mit beiden Ellbögen machte sich eine beleibte Persönlichkeit durch den dichten Knäuel der Tanzenden Weg zu den obersten Tischen, um deren einen eine Gesellschaft plaudernder Bauern saß. „Ah, der Müller, der Müller!“ scholl es ihm entgegen, und ein halbdugend Gläser boten sich ihm zum Bescheid hin.

„Grüß' Gott, grüß' Gott,“ dankte der Angekommene, und mit einem freundlichen „Bring' dir's“ nippte er von den dargehaltenen Gläsern. Die Bauern rückten zusammen und der feiste Müller schob sich kneifend hinter den Tisch.

„Hart wohl, hart geht's, Nachbar,“ sagte der Pulverer Sepp, „aus dir könnt' man leicht drei Gläser schneiden und blieb' doch noch ein Müller übrig.“

„Und noch dazu ein reicher,“ setzte der Müller hinzu. Die Andern lachten, der Glaser Hans aber, dem der Witz galt, wendete sich vom gegenüberstehenden Tische herüber und sah den Müller mit schiefem Blick an.

„Es braucht kein G'spött, Müller,“ sagte er in erregtem Tone, „sonst bleibst lieber in deiner schundigen Klapperhütten unten, bei der man nie weiß, wenn sie der Wind z'sammen weht.“

„Hoho!“ lachte der Müller weiter, „ist dir meine alte Müh'l nicht recht; wart' Glaser, im nächsten Frühjahr sollst ein Müh'lgebäu' finden, daß man deine Hütten d'rüber für eine Hennensteigen anschaut.“

Gelless Gelächter ringsum und die frisch einfallende Musik mit dem Schleifen der Tanzenden übertönte des Glasers Gegenrede. Gar fein mußte sie nicht gewesen sein; denn sein Weib und die andern Anstehenden gaben sich alle Mühe, ihn zu beruhigen. Unterdessen hatte die Kuendl Marie eine Maß Wein auf den Tisch gestellt, und der Müller füllte damit die Gläser seiner Mittrinker auf. Man schenkte dem Zwischenfall keine weitere Aufmerksamkeit und es herrschte im Saale wieder die ungezwungenste Fröhlichkeit.

Der Müller war sonst der friedfertigste Mensch von der Welt; sein Hauptfehler war ein gewisser Stolz auf seinen Wohlstand, den ihm seine kleine Mühle unten verschaffte. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatte er in verhältnißmäßig kurzer Zeit sein Geschäft so gehoben, daß er für einen der Reichsten im Gnadenwalde galt. Dazu besaß er viel Wald und Wiesengrund, und einen schönern Viehstand konnte man weitem suchen. Das wußte auch der Müller zu gut, und er hörte es nicht ungern, wenn man vom „reichen Müller“ sprach. Natürlich hatte er auch seine Reider, und man durfte es dem darüber hausenden Glaserbauern nicht verargen, wenn er oft mit etwas scheelem Auge des Müllers prächtige Kühe zur Tränke treiben sah. Er war in Allem das gerade Gegentheil von jenem. Eine lange hagere Gestalt, von der er den Spitznamen „Latteler“ hatte, dem Charakter nach verschlossen und zurückhaltend, lebte er wie die meisten Bauern dieser Gegend vom Ertragniß seines schuldenfreien Gütchens, das ihm noch jährlich einige Sparkreuzer abwarf. Deshalb hatte ihn des Müllers übermüthige Aeußerung vorhin verletzt; und war er auch äußerlich ruhig geworden, so kochte der Groll doch in seinem Innern fort; man konnte es deutlich an der Haft entnehmen, mit welcher er Glas um Glas hinunterstürzte.

Unterdessen war es Abend geworden, Lichter wurden aufgesteckt, und mit den frischgefüllten Weinflaschen wuchs die fröhliche Laune

der Gäste. Tanz um Tanz schleifte durch den lärmgefüllten Saal, bis unter Gesang und Jubel die Mitternacht sich nahte; die Musik verstummte, und mit ihr rasteten die müden Füße der Burschen und Dirnen. Allmählig leerte sich das Zimmer, man öffnete die Fenster und ließ die kühle Nachtlust in den schwülen Raum einströmen. Dann und wann drang noch von Außen herein das ferne Jauchzen der heimkehrenden Burschen, die ihren Schägeln das Geleite gaben.

Nur oben in der Ecke des Zimmers, wo der Müller saß, waren noch ein paar Tische voll besetzt und herrschte lautes Treiben. Flasche um Flasche wurde aufgestellt und geleert; Alles sprach und lachte durcheinander, daß man den Abzug der übrigen Gäste gar nicht bemerkt hatte. Vor den Andern heraus hörte man aber die kräftige Stimme des Müllers, der das große Wort führte und seinen prächtigen Viehstand pries. Auf diesen hatte er sich von jeher am meisten eingebildet, und wenn oft Geschäfte halber Innthalen zu ihm heraufstiegen, so versäumte er es gewiß nicht, sie in den Stall zu führen und ihnen seine feisten Mastochsen zu zeigen.

Das Unglück wollte, daß auch der Glaserbauer noch am anstehenden Tische saß. Den brachten die prahlerischen Reden des Müllers ganz außer sich, und er warf manche spöttische Bemerkung darein, die von den Anstehenden belacht wurde. Doch der Müller merkte in seinem Eifer nichts; der Wein und das Lob seiner Ochsen hatten ihn ganz eingenommen.

„Ja,“ rief er einmal über das anderemal, „ich sag's euch, und ich will ein schlechter Kerl sein, wenn's nicht wahr ist, neulich sind zwei Viehhändler aus Baiern bei der Mühle zugekehrt, die sind eigens hergereist, um meine Mastochsen anzuschauen. Und was haben sie g'sagt? Müller! haben sie g'sagt und haben mir auf die Achsel klopf, wir sind weit g'reist, aber so fette . . .“

„Da unten am Bach  
Steht a Stall und a Haus,  
Und der Ochs ist viel z'fett,  
Sind't zur Thür nimmer aus,“

unterbrach es vom anstößenden Tisch die Rede des Müllers. Dieser hatte trotz seines weinseligen Zustandes gleich bemerkt, daß das Schnadahüpfel auf ihn gemünzt sei, und eine zornige Röthe stieg ihm in's Gesicht.

„Wer hat denn da drüben meine Ochsen z'tadeln,“ rief er zum andern Tisch hinüber; „freilich so ein armseltiger Kleinhäusler, so einer ist halt nicht weiter in die Welt kommen, als er von seinem Stubensfenster aus steht.“

„Habt ihr's g'hört, Nachbarn, Kleinhäusler heißt er uns,“ entgegnete der Glaser und griff nach seinem Hute, „geh'n wir, sonst müssen wir noch den reichen Müller betteln, daß wir um unser Geld eine Halbe trinken dürfen.“

„Ah! bist du's, Latteler,“ sagte der Müller, als er den Glaserbauern erblickte, „das versteh' ich, warum dir mein fettes Vieh so in die Augen sicht; so viel Futter, als deine mageren zwei Kühelen das ganze Jahr fressen, braucht meine Braune an einem Tag.“

Der Glaser sprang auf.

„Benigstens ist's mein Gras, was sie fressen, und nicht fremd's; man weiß schon, wovon die Müllerküh' fett werden.“

„Was!“ schrie der Müller und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alle Gläser tanzten, „meine Küh' fremd's Gras fressen — willst du mir Schimpf anthun, . . .“

„Ist's etwa nicht wahr?“ fiel ihm der Glaser in's Wort, „oder glaubst etwa, wir Kleinhäusler wissen's nicht, daß man, so lang die Welt steht, hat schanzen und radern müssen, wenn man's hat zu Etwas bringen wollen; ha! und dir hat natürlich dein Mühlele die reichen Güter und Wiesen g'mahlen, die früher andern Gnadenwalbern g'hört haben; das müssen schon g'passige Mühräder sein.“

Der Müller hatte den Glaser mit wuthflammenden Augen angestarrt, als er diese Verleumdung hörte.

„Schlechter Kerl!“ mehr konnte er nicht herausbringen. Die Stirnadern waren ihm hoch angeschwollen und seine Hand ballte sich krampfhaft zusammen.

„Ich laß meinen ehrlichen Namen nicht schimpfen,“ lallte er endlich, und hob schwankend seinen schweren Körper von der Bank, um auf den Glaser loszugehen.

„Du hast meinen b'schimpft,“ brüllte ihm dieser entgegen und ergriff einen Stuhl.

Die Beiden wären handgemein geworden, wenn nicht die andern Bauern, die für den Müller Parthei nahmen, die Streitenden getrennt und den Glaser zum Fortgehen bewogen hätten. Es war auch das klügste; denn bereits waren ein paar Müllerknechte hinter dem Tisch hervorgesprungen und machten Miene, ihn mit Gewalt hinauszuschaffen.

„Ich geh',“ sagte knirschend der Glaserbauer, „aber die Stund' gedenk' ich dir mein Lebtag, und werd' sie dir zurückzahlen, wenn's einmal sein will, daß der reiche Müller zum Glaserbauern kommt.“

Mit diesen Worten schritt er zur Thüre hinaus, der Müller

aber lachte ihm höhnisch nach: „Schau' nur, daß dein Anderl's Geißhüten nit verlernt, er könnt's vielleicht einmal brauchen.“

„Marie, eine Maß vom Besten!“ rief er dann hitzig, „der Lotter hat mich ganz gallig g'macht. So, Nachbarn, trinkt's, heur' geht's auf meine Rechnung, und nächstes Jahr, wenn die neue Mühl' steht, halten wir, so Gott will, einen Kirchtag, bei dem mehr Wein hergeht, als der Urschelbach Wasser hat.“

„So ist's recht, Müller,“ riefen die Andern, und stießen die frischgefüllten Gläser an.

Nun wurde noch lange gezecht und über dies und jenes disputirt, bis endlich die Zungen schwerer wurden und man langsam den Heimweg suchte.

## II.

### Der Prozeß.

Der Winter war gekommen und hatte das Dörflein eingeschneit, und still und geräuschlos, wie in der Natur, wurde es auch in den Häusern. Unter den bestimmten Geschäften spann sich ein Tag wie der andere ab und bot als Glanzpunkt höchstens den abendlichen Heimgarten, wobei die Spinnrädchen gar lustig zum Geplauder der Dirnen schnurrten. Und so ging es wohl an sechs Monate lang, bis endlich das Eis zu thauen anfing, die Linde bei der Kirche frische Blätter trieb und die Kinder des Dorfes auf den schneefreien Flecken zu spielen begannen. Alles regte sich wieder zu neuem geschäftigem Leben.

Nur zwei Menschen gab es im Dorfe, bei denen der Groll nicht schlafen gegangen war mit Wald und Feld, und der Märzsonnenstrahl mochte das Eis des gegenseitigen Hasses nicht aufthauen. Der Glaserbauer hatte seiner verschlossenen Natur gemäß den Zorn still in sich verbissen, desto tiefer wurzelte die feindselige Gesinnung in seiner Brust. Der Müller aber brachte es bei seinem Stolze nicht über sich, dem andern die Hand zur Versöhnung zu reichen. Vergebens bot der würdige Kurat im Stillen Alles auf, um das gute Einvernehmen beider wieder in Gang zu bringen; aber die Klust war zu groß, und daneben fehlte es nicht an bösen Zungen, die schlimme Reden her und hin trugen und so den Haß nährten.

Mitte März begann der Müller seine neue Mühle zu bauen. Sie kam weiter oben, in der Thaleinsenkung unmittelbar unter dem

Glaserhäuschen zu stehen, weil dort der Urschelbach, der die Mühle treiben sollte, herunter kommt.

Hier hätte sich nun mancher Anknüpfungspunkt für Versöhnung geboten, da der Müller, wenn er den Bau besichtigte, oft nicht zwanzig Schritte vom Glaser, der sein Feld bearbeitete, entfernt war. Doch gerade diese äußerliche Annäherung war der Grund stets wachsender Entfremdung. Denn wie es einerseits dem stolzen Müller eine stille Freude gewährte, vor den Augen des Feindes seine große Mühle zu bauen, so vermehrte jeder neue Stein, der aufgesetzt wurde, den Ingrimm des Glasers, dessen Schmäherei über das armselige Klapperwerk, wie er die alte Mühle genannt hatte, so zu Schanden wurde. Deshalb gingen die beiden einander aus dem Wege, wie Hund und Kaze, und mußten sie zusammentreffen, so mied gewiß wenigstens der Glaser den Blick seines Feindes. Nachts aber, wenn das helle Mondlicht die höher und höher steigenden Mauern der neuen Mühle beleuchtete, da lag der Glaser schlaflos in seinem Bette, und brütete über bösen Plänen. —

Der Sommer ging vorüber und die neue Mühle war fertig. Lustig flatterten rothweiße Fähnlein und grüne Tannengipfel vom vollendeten Firste, und bald darauf wiegte den übergelücklichen Müller das erstmalige Geklapper der Mühlenräder in die schönsten Träume.

Er täuschte sich bitter.

Als er am nächsten Morgen erwachte — was war denn das? Kein gewohntes Geräusch der Räder, Alles todtenstill. Er eilte zur Mühle hinab. Da stand das Rädergetriebe ruhig über dem leeren Rinnsal, und die Morgensonne spielte lächelnd, als ob nichts geschehen wäre, mit dem noch feuchten Kiese. Wie ein Blitz schoß der Gedanke durch des Müllers Hirn: „Das hat der tückische Glaser gethan!“ rief er wüthend und sprang in ein paar Sätzen zum Hag, der die Mühle von des Glasers Grundstück trennte.

Seine schreckliche Vermuthung war richtig. Der Glaserbauer hatte über Nacht den Bach abgekehrt und damit seine Wiesen gewässert. —

Was war zu thun? Nach langem Kampfe mit sich selbst entschloß sich der Müller endlich, zum feindlichen Nachbar zu gehen, um die Sache auszugleichen. Sein Stolz empörte sich zwar gewaltig dagegen, denn er dachte an des Glasers Worte beim Kuendl, daß er ihm die angethane Schmach gedenken werde, wenn einmal der reiche Müller zum Glaser komme. Aber der Schaden wäre zu groß gewesen; er mußte den bitteren Gang thun, wollte er nicht ein ruinirter Mann sein. Mit mühsam verhaltenem Grimme stellte er

dem Glaser die Sache vor, und forderte barsch — zum Bitten konnte er's nicht bringen — die Benützung des Wassers, das ja schon seit Jahren dahinunterfließe. Aber der Glaser schien sehr harthörig zu sein und speiste ihn mit den trockenen Worten ab: der ganze Handel gehe ihn nichts an; der Müller möge mit seiner Mühle machen, was er wolle, er selbst thue mit dem Wasser, das ihm gehöre, was ihm gut dünke. Uebrigens, setzte er höhnlisch bei, gehe ja beim nächsten Kirchtag so viel Wein her, als der Urschelbach Wasser hat; er möge also nur täglich Kirchtag halten.

Der Müller wußte vor Zorn kein Wort zu erwidern; er sah sich vollständig in der Gewalt seines erbitterten Feindes, der auf alle seine Vorstellungen, daß durch die forrwährende Bewässerung des Gütchens er selbst den meisten Schaden leide, nur höhnlisches Lachen hatte.

„So mußt du mit mir auf's Gericht!“ rief endlich der Müller, dem die Geduld riß, „dann wollen wir schauen, ob's noch eine Gerechtigkeit gibt im Land.“

„Und ich lasse dir mein Wasser nicht, und wenn meine Wiesen deshalb versumpfen müßten,“ rief der Glaser grimmig dem Hinausstürmenden nach. —

Nun ging es an ein Prozeßiren. Der Müller zog seinen blauen Feiertagsrock mit den großen vergoldeten Knöpfen an und machte sich auf den Weg nach der Stadt zu einem Advokaten, um die Sache dem Gericht vorlegen zu lassen. Dabei vergaß er nicht, seinen gespickten Geldbeutel mitzunehmen. Doch der Glaserbauer war auch nicht faul, sondern wanderte ebenfalls zu einem Advokaten, der sein Recht vertreten sollte.

Wie es bei den meisten Prozeßen geht, so ging es auch bei diesem. Ein ganzes Jahr wurde hin und her gestritten, Gulden um Gulden verlor sich in den Säckel des Advokaten, bis beide Theile gehörig ausgezogen waren.

Endlich entschied das Gericht zu Gunsten des Glaserbauern, weil das Wasser auf seinem Grund entspringe, und ein paar Stunden später wußte der halbe Gnadenwald, daß der reiche Müller den Streit verloren habe. —

Mit dem Triumph des Glasers sah es nicht so glänzend aus, als man hätte meinen mögen. Wohl lachte ihm das Herz vor Freude, wenn er daran dachte, daß er seinen Todfeind gedemüthiget hatte, und war er dem Müller früher grollend aus dem Wege gegangen, so war es ihm jetzt der höchste Genuß, seinem Gegner einen höhnlisch freundlichen Gruß zurufen zu können. Aber in den süßen

Gedanken, seinem Beleidiger vergolten zu haben, mischte sich gar mancher Tropfen Barmhertigkeit. Die diesjährige Heuernte war ohnehin nicht reichlich ausgefallen, in des Glasers Wiesen aber war sie wegen der beständigen unnatürlichen Bewässerung durch den Urchelbach beinahe vollständig verdorben. Da der Prozeß die mühsam ersparten Nothkreuzer verzehrt hatte, so vermochte der Glaser nicht das theure Heu zu erschwingen, und es mußten sich seine drei Kühe mit dem eigenen verfauerten Futter begnügen. Die Folge davon war, daß wegen der wenigen und ungewohnten Nahrung die zwei besten Stücke erkrankten und bald darauf krepirten. Das Geld für den Viehdoctor hatte den letzten Pfennig aus dem Beutel gelockt, und der Glaser sah sich bald der bittersten Noth preisgegeben.

Damit hatte auch für den Hausfrieden das letzte Stündlein geschlagen. Die Glaserfamilie, die sonst ein Muster ehelicher Friedfertigkeit gewesen war, bot nun ein Bild traurigen Zwistes, und oft schlich sich der kleine Anderl weinend aus der Stube, wenn Vater und Mutter in heftigem Wortwechsel mitsammen haderten. Die nagende Sorge aber und der Aerger fraßen an des Glasers Leben; er fing an zu fränkeln und dadurch kam das Hauswesen noch mehr in Verfall.

Nicht viel besser und heiterer sah es im darunterliegenden Müllerhause aus. „Er hat sich verbaut,“ sagten die Gnadenwalder, und so war es auch. Der Müller hatte gehofft, durch das vergrößerte Geschäft, das ihm der Neubau gestattete, die Kosten desselben doppelt und dreifach hereinzubringen; jetzt stand die neue Mühle leer und unbenützt da, ein trauriges Denkmal thörichter Selbstüberhebung. Daß dadurch der Groll gegen den Glaser, dem er allein die Schuld an allem dem Unglück beimaß, auf das Höchste gesteigert wurde, läßt sich denken, und hatte er den Feind früher bloß gering geschätzt und verachtet, so schoß jetzt der Haß erst recht wie eine giftige Pflanze in seinem Innern empor. Aber was half die ohnmächtige Wuth? Das Geschäft, das nun in der alten verachteten Mühle wieder aufgenommen wurde, kam nur langsam wieder in Gang; dazu fehlte das rechte Leben, die Freudigkeit, der Muth. Und als nun gar nach ein paar Jahren des Müllers Weib an einer heftigen Krankheit starb, da ging es mit der Wirthschaft erst recht rückwärts. Sie war die Seele des Hauses gewesen und hatte durch Fleiß und Ordnung der Mühle zu blühendem Wohlstand verholfen; nun, da sie fehlte, wurde viel von fremden Händen verschleudert.

So kam Schlag auf Schlag. Was Wunder, wenn des Müllers behaglicher Schmerbauch zusehends einging, und sich auf der schönen

stolzen Stirne ernste Falten, die Begleiterinnen der schleidenden Sorge einfielten. Aus dem lebensfrohen rührigen Manne war ein mürrischer alternder Graupopf geworden.

„Das ist die Strafe Gottes,“ sagte der Glaser und mit ihm die Neider im Dorfe; denn wenn einen Glücklichen ein unerwarteter Schlag trifft, dann regt sich meistens beim Mittellosen unwillkürlich zwar nicht Schadenfreude, aber doch ein eigenes Gefühl von Befriedigung, das in dem Gedanken der Gleichberechtigung seine Wurzel hat.

### III.

#### Kinderfreuden.

Wer zu Anfang der vierziger Jahre im Sommer den Fahrweg von St. Martin nach dem nächstgelegenen Weiler St. Michael gewandert ist, konnte auf dem Weideplatz gleich außer dem ersteren Orte drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, mitsammen spielen sehen. Es waren der Glaser Anderl, der „die Schwarze“, die einzig noch übrige Kuh seiner Eltern hütete, und der Müller Michel mit seinem Schwesterlein Nanni; der Müller war nämlich bereits so herunter gekommen, daß seine eigenen Kinder das Vieh zur Weide treiben mußten. Diese Drei nun trafen sich jeden Tag, und da die Knaben gleichen Alters waren, wurden sie bald die treuesten Spielkameraden. Das kleine Nannele aber lief immer mit dem Bruder; denn zu Hause wurde sie von den Dirnen nur hin und her geschummelt, die froh waren, wenn sie das überflüssige Ding los wurden.

Wer längere Zeit auf dem Lande zubrachte, wird finden, daß man dem Thun und Treiben der Kinder im Großen und Ganzen wenig Aufmerksamkeit schenkt. Gewöhnlich, wenn mehrere sind, führt eines der älteren die Aufsicht darüber, wo nicht, vertraut man sie der gütigen Natur und den lieben Schutzengeln, und so wachsen sie auf wie das junge Gras und bleiben doch gesund an Leib und Seele. So kam es auch, daß man die Freundschaft dieser Drei gewähren ließ, obwohl sich die Eltern derselben auf den Tod gegenfeitig haßten.

Diese Kameradschaftlichkeit gestaltete sich immer inniger. Der Michel, ein mehr stiller und sanfter Bub, vertrug sich ausgezeichnet mit dem lebhaften und muthigen Anderl, und als die Beiden mit

sieben Jahren die Winterschule von St. Michael besuchten, da ward ihr Zusammenhalten bald sprichwörtlich. Wenn dann die Schulstunde vorbei war, gingen sie mit einander nach St. Martin zurück, und dann wartete gewiß schon am Holzgatter, das zur Mühle hinabführt, es mochte noch so kalt sein, das Rannele, die rothen Händchen unter dem Fürtuch, auf ihre Spielkameraden. Nun ging es an ein Schneeballenwerfen, Schneemandl machen, und wie die Freuden alle heißen, die jeder aus eigener Kindeszeit kennt. —

Die Vorsehung geht oft einen ganz eigenen Gang, und die Mittel, die sie zur Erreichung ihres Zweckes wählt, sind oft scheinbar solche Gegensätze, daß man sie für Launen des Schicksals halten möchte, wenn nicht schließlich im Erfolg die wunderbare Fügung sich offenbarte.

Während die Eltern sich in bitterster Feindschaft mieden und einander den Haß so zu sagen ins Grab nachtrugen, schlugen mitten auf dem Kampfplatz der wildesten Leidenschaft deren Kinder den Himmel reinsten Glückes auf, und wer die Drei gesehen hätte bei ihren unschuldigen Kinderspielen, der würde sie für Geschwister derselben Mutter gehalten haben, so einträchtig und friedlich hielten sie zusammen.

„Wenn ich einmal groß bin,“ sagte oft der Ander zum Rannele, „dann theilen wir Alles mitsammen; ich arbeite mit dir und du mit mir, und meine Schwarze und deine Kühe müssen zusammen in Einen Stall.“

Ja, wenn ich einmal groß bin, sagt das Kind. Und wenn er einmal groß ist, der Mensch, dann sieht er erst, wie uneben und holperig der Weg ist, der zur grünen Matte führt, von der er als Kind geträumt hat.

#### IV.

#### Dehn Jahre später.

Es war an einem Feierabend, da wandelten der Kurat und der Schullehrer von St. Michael langsamen Schrittes auf einem der Wege, die da und dort den üppigen Teppich der Wiesen und Saatzfelder dieser Gegend durchschneiden. Der Roggen stand eben in vielversprechender Blüthe, und drüber jubelten die Lerchen ihr heiteres Loblied. Die Beiden aber waren im eifrigen Gespräche ganz vertieft, und des Kuraten langer Rockzipfel streifte achtlos die schwan-

fenden Aehren. Er sprach von einem andern Saatselde, wo so manches gute Körnlein gesäet wird, das Früchte bringt, und so manches vom schlimmen Unkraut wieder erstickt wird, — von der Schule.

„Ja, ja, lieber Herr Lehrer,“ schloß endlich der Kurat, „die jungen Leute machen einen alt. Habe mir erst neulich in der Frühmesse den Müller Michel angeschaut. Er ist der stattlichste Bursche geworden, und ich meine doch, es sei erst kurze Zeit her, daß er als kleines Bübl in die Schule gegangen ist.“

„Sie haben wohl recht, hochwürdiger Herr Kurat,“ entgegnete der Schullehrer mit einem Seufzer, „die jungen Leute machen einen alt; ich merk' es auch. . . . Müß' und Plag' kostet es wohl viel, aber es ist jetzt eine ganz eigene Zeit; die jungen Leute sind jetzt ganz anders, als es früher war — das Ei will jetzt klüger sein als die Henne — es ist halt jetzt so eine „politische“ Zeit, mit der sich kein Mensch auskennt. . . .“

„Ah bah!“ unterbrach ihn der Kurat, und nahm ihn freundlich bei der Hand; „lieber Lehrer, glauben Sie mir, das kommt nur uns alten Narren so vor, weil wir in unsern Jahren über viele Thorheiten hinaus sind und Manches klarer ansehen; darum scheint uns jetzt Vieles an der Jugend ärgerlich oder gar böse, was nicht so arg gemeint ist, und was wir selbst als junge Brauseköpfe getrieben haben. Die Jugend ist nicht so schlimm, lieber Lehrer, als sie ausfieht.“

Der Lehrer schüttelte ungläubig den Kopf. Dann nahm er eine Priese und fuhr fort: „Ja, ja, ich glaub's gerne, hochwürdiger Herr Kurat, daß Ihnen die jungen Leute gut erscheinen. Erstlich sind Sie selbst so gut, und dann — nehmen Sie es mir nicht übel — natürlich Sie sind auch schon alt; aber hinter dem Rücken. . . .“

Plötzlich hielt er inne, schob die Brille höher auf die Nase, hielt mit einem Bst! den Kuraten am Rocke zurück, und deutete mit der Priese zwischen den Fingern vorwärts über die Felder.

Von dem Fußsteige, der über eine kleine Anhöhe durch eine Buchenwaldung und von dort durch die Felder nach St. Michael führt, kam langsamen Schrittes Hand in Hand ein Paar daher, ein hochgewachsener Bursche mit einem blutjungen frischen Bauernmädel. Die Beiden schienen ganz versunken in traulichem Gespräche und thaten so gemüthlich und fein mitsammen, daß man es ihnen „über's Röckl“ ansah, daß es zwei Verliebte seien.

Der Lehrer schaute den Kuraten an, der mit der Hand über den Augen mit sichtlichem Wohlgefallen dem glücklichen Paare nachsah.

Den Lehrer machte das unerwartete Gesicht seines geistlichen Begleiters ganz stutzig.

„Nun,“ sagte er endlich, als sich der Kurat wieder zu ihm wendete, „was sagen Sie denn dazu? Habe ich nicht recht gehabt? Ja, das junge Volk! — In der Kirche und in der Nähe des Widums, da schlagen sie die Augen nieder und sind so still, als ob sie nicht Fünfe zählen könnten, und hinter dem Rücken . . . .“

„Nun, und hinter dem Rücken? Was ist denn da?“ fragte der Kurat.

„Nun, da . . . .“

„Was nun da? heraus mit der Sprache, Herr Lehrer!“

„Nun, da,“ räusperte der Lehrer heraus, „— Sie sehen es ja selbst, — da . . . .“

„Da lieben sie sich gar,“ ergänzte der Kurat lachend; „ja, das ist ein schlimmes Volk, Herr Lehrer; in der Kirche lieben sie den Herrgott und herausen ihren Nebenmenschen.“

Der Lehrer wußte nicht, wie ihm geschah.

„Aber“ — stotterte er heraus, —

„Kein Aber,“ fiel ihm der würdige Priester in's Wort, — „oder haben Sie gegen die Beiden etwas einzuwenden? Ist der Glaser Ander nicht der bravste Bursche im ganzen Dorfe, und erst des Müllers Manni — gibt es weit und breit im Gnadenwalde ein sitfameres und tüchtigeres Mädel als sie ist?“

„Aber . . . .“

„Kein Aber, habe ich Ihnen schon gesagt, Herr Lehrer, denn das ist die Hauptsache, daß sie brav sind, das andere gibt sich von selbst; und darum freuen mich die jungen Leutchen. Uebrigens weiß ich längst um die ganze Sache und habe erst neulich mit dem Ander gesprochen.“

„Aber,“ kam endlich der Lehrer zum Wort, „aus dieser Lieb- schaft kann doch nie etwas Gutes werden. Der Müller gibt es seiner Lebtag' nicht zu, daß seine einzige Tochter den Glaserbuben heirathet; dazu ist er ihm zu gering und zu schlecht, und die alte Glaserin kann's auch nie vergessen, daß sie und ihr Mann, — Gott hab' ihn selig — durch den Prozeß mit dem Müller in's Unglück gekommen sind.“

„Ei, ei!“ entgegnete der Kurat, „mit dieser Feindschaft steht es nicht mehr so schlimm. Als der alte Glaser vor drei Jahren kränker und kränker geworden ist, da habe ich ihn öfter besucht und ihm recht ernstlich in's Gewissen geredet, er möge sich doch mit dem Müller versöhnen. Anfangs hat er nichts davon wissen wollen, zuletzt aber

ist er doch weicher geworden. Ich bin überzeugt, es wäre auch noch zur vollständigen Versöhnung gekommen, wenn der alte Glaser nicht so schnell und unvermuthet gestorben wäre. Er hat ja auch in seinen letzten Tagen das Wasser frei gegeben, das jetzt die neue Mühle treibt und dem Müller so viel einträgt.“

Der Lehrer meinte zwar, das sei wohl im eigenen Interesse des Glasers geschehen, da das beständige Bewässern seine Wiesen ganz zu Grunde gerichtet hätte; aber der menschenfreundliche Kurat antwortete ihm: „Lieber Herr Lehrer, man muß nicht überall schwarz sehen und das aus einander reißen, was der liebe Herrgott zusammenleimen will. Oder,“ fuhr er fort, „glaubt denn der Herr Lehrer, es sei gerade so blinder Zufall, daß der Glaser Ander just auf des Müllers Nanni verfallen ist? He!“

Der Lehrer wollte noch eine Einwendung machen, aber der Kurat nahm ihn beim Arm und schlug einen Seitenpfad ein; denn er sah, daß das liebende Pärchen durch den Feldweg gerade auf sie zukam, und er war viel zu zartfühlend, als daß er die Liebenden stören wollte.

Diese Beiden hatten natürlich keine Ahnung von der Nähe des Kuraten und Schullehrers, sondern wanderten glücklich und unbekümmert ihrer Heimath St. Martin zu.

Schöneres Pärchen konnte man wohl im ganzen Lande nicht finden.

Der Ander war ein schlanker kräftiger Bursche; die knappen Lederhosen, dazu die weißen Strümpfe, die über die Achsel geworfene saubere Tuchjacke standen der männlich schönen Gestalt außerordentlich gut, und der schief auf's braune Haar gedrückte Hut mit der krummen Wildfeder hätten dem Burschen ein gar festes Aussehen gegeben, wenn nicht unter der Krämpe ein paar blaue Augen so treuherzig hervorgeschaut hätten.

Dazu paßte ganz die schwarzäugige lebhaftige Nanni mit ihrem frischen blühenden Gesichtchen. Sie war ein Bild der Gesundheit, und daß sie die Arbeit nicht scheute, zeigte deutlich ihr kräftiger Körperbau und ihre sonnverbrannten vollen Arme.

Wir überlassen es der Phantasie des Lesers, sich die Entwicklung dieser ganzen Liebesgeschichte auszumalen. Es weiß jeder aus der eigenen schönen Jugendzeit, was es um das erste Erwachen dieses seligsten aller Gefühle ist.

Kurz, aus der Knospe der Kinderfreundschaft war allmählig die reinsten und innigsten Liebe erblüht, das volle Herz fand Sprache, und der Ander kannte keinen höheren Wunsch, als seine liebe Nanni einst als angetrautes Weib in sein elterliches Häuschen einzuführen.

Erste Liebe ist immer schüchtern, und es ist so süß, wenn Niemand davon etwas weiß, als die beiden Verliebten. Darum sagten auch Ander und Nanni keiner Seele ein Wort von ihrem Glück; nur der Michel, der treue Freund und Bruder, war der Vermittler und der verschwiegene Mitwiffer des Geheimnisses.

Ein Jahr war im seligsten Liebesglück rasch vorbeigegangen. Auf dem Feld, beim Heuen, im Walde, da gab es hundert Gelegenheiten, wo sich die Liebenden, ohne Argwohn zu erwecken, sehen und sprechen konnten. Freilich trübte manche Wolke ihren schönen Himmel, wenn sie an die Zukunft dachten und an das feindselige Verhältniß ihrer Eltern; aber diese düsteren Ahnungen waren bald verschucht — Liebe denkt ja nie an die Zukunft — ein Händedruck, ein gegenseitiger Blick in die Augen, und die Sonne ihres Glückes strahlte wieder hell, wie zuvor. Zudem wußte ja der Kurat um die Sache, der ihn vor einiger Zeit hatte rufen lassen. Er fragte ihn liebevoll um sein Verhältniß zur Nanni, und der aufrichtige Bursche öffnete dem väterlichen Freunde sein ganzes Herz.

„Nur nicht verzagt, Ander!“ hatte ihm der Kurat beim Abschied gesagt, „auf den Herrgott vertrauen, ist in solchen Dingen das beste, und wenn's Noth thut, werd' ich mit deiner Mutter und dem Müller schon seiner Zeit ein Wörtl' reden.“ —

Das Unglück hatte gewollt, daß die Liebenden damals, wie wir wissen, vom Schullehrer gesehen wurden, und hatte dieser schon früher mit seiner feinen Nase den ganzen Handel herausstudirt, so wurde seine Vermuthung durch die Unterredung mit dem Kuraten zur vollen Gewißheit.

Der Schullehrer war ein seelenguter Mensch; aber eine Tugend kannte er nicht, wie die meisten dieses Amtes, — Verschwiegenheit. In Zeit von ein paar Tagen hieß es im ganzen Dorfe, des Müllers Nanni sei dem Ander sein Schatz. Bald wollte man auch dies und das, und das und dies wissen, und man erzählte schon, daß im nächsten Fasching Hochzeit, und wer die Kranzjungfer sei, und wie viel der alte Müller der Nanni herauszahle — kurz, wie es überall ist, man wußte mehr von der ganzen Sache als der heilige Geist.

Natürlich kam auch das Gerede schnell der alten Glaserin zu Ohren. Die wollte Anfangs vor Aerger aus der Haut fahren, als sie die Geschichte hörte. Dann ergoß sich ein Donnerwetter über den armen Ander, wie es die Wände der Glaserstube noch nie gehört hatten. Ob er denn vergessen habe, daß der Müller den Vater in die Grube gebracht, und jetzt wollten sie darüber Hochzeit halten.

Den Schluß machte das feierliche Verbot, nie mehr mit der Nanni zusammen zu kommen, sonst möge er sich einen anderen Tisch und eine andere Schlafstube suchen.

Dem Ander drückten diese harten Worte der Mutter fast das Herz ab. Er war ein zu wackerer Sohn, um ihr Gebot nicht zu beherzigen; aber dessen ungeachtet stand sein Entschluß fest, von der Nanni nicht zu lassen, koste es, was es wolle.

Der alte Müller wußte um die Sache noch nichts, da er überhaupt wenig unter die Leute ging. Als er von dem Gerüchte hörte, schenkte er ihm Anfangs gar keinen Glauben, sondern hielt es für altes Weibergeflatsch. Wie das Gerede aber immer ärger wurde, und man ihm einige Tage später beim „grauen Bären“ in Hall auf die baldige Hochzeit seiner Tochter das Glas brachte, da wurde er furchtig und beschloß der Sache auf den Grund zu kommen. Er rief deshalb die Nanni in die obere Stube zu sich und holte sie über die Sache aus.

„Nanni,“ sagte er freundlich, „haben sie dir halt jetzt etwas aufgebracht, die Gnadenwalder; bist g'wiß ein paarmal beim Glaser Ander am Zaun g'standen. Weißt wohl, wie die Leut' gleich reden, wenn auch niz d'ran ist, nicht wahr?“

Nanni schwieg; ihre Wangen glühten wie zwei Pfingstrosen, und so gütig der Vater sprach, sie vermochte nicht seinen strengen Blick auszuhalten, sondern zerzauste verlegen ihren Fürtuchzipfel.

„Ja was . . .“, brauste der Müller auf, als er unter das purpurrothe Gesicht des Mädchens schaute, „soll's etwa wahr sein? Hat dir wirklich der lumpige Kleinhäusler den Kopf verdreht? So ein Schmarozer ginge mir in meinem Haus noch ab. Schau, schau, die Müller-Nanni heirathen; ha ha ha! was dem nicht einfällt, — nur gut, daß ich da auch ein Wört'l d'rein z'reden hab', und zwar ein wichtig's . . .“

„Aber Vater,“ erwiderte Nanni schüchtern, „der Ander ist ein braver Mensch; habt ihr nicht selbst neulich das g'sagt?“

„Was hab' ich g'sagt, ein braver Bursch! ein Lump ist er, er wie sein Vater; der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“

„Das ist er nicht,“ entgegnete Nanni entschieden, „ja, Geld hat er wenig, das ist wahr, aber ein Herz, das mehr werth ist als ein Sack voll Geld.“

Der Müller war aufgestanden und ging mit schweren Tritten in der Stube auf und ab. Die Erinnerung an den alten Glaser hatte ihn zu dieser herben Rede veranlaßt; denn sonst hielt er auf den Ander viel.

„Nun,“ sagte er ruhiger, „ich will dem Ander an seiner Ehr' nichts herunterthun; aber schlag' dir den Burschen aus dem Kopf, denn aus dem Handel wird nichts. Für deine Heirath laß nur mich sorgen. Damit Basta.“ —

„Aber Vater!“ sagte das Mädchen und wollte laut schluchzend auf ihn zu . . . .

„Kein Wort mehr! Du kennst mich, und das Gesenn' kannst auch lassen, es ist nicht der Mühe werth wegen dieses —“

Mit diesen Worten schlug er die Stubenthüre hinter sich zu und ging zur Mühle hinunter.

Nanni stand einige Zeit wie angewurzelt. Sie konnte es fast nicht fassen, daß es nun mit ihr und dem Ander aus sein sollte. Gerade der Gedanke an ihn riß sie aus ihrem Sinnen. Sie wollte ihn auffuchen, ob er vielleicht im Roggenfeld arbeite, und ihm das Vorgefallene erzählen. Hastig eilte sie den kurzen Wiesenpfad hinauf, und spähte ins Nachbargütchen. Richtig sah sie den Ander, wie er Grummet zusammenreichte. „Ander!“ rief sie mit unterdrückter Stimme. Er hatte sie gehört und schaute herüber, warf dann einen vielsagenden Blick auf das Häuschen und arbeitete wieder weiter. Das Mädchen errieth den Wink, aber sie ging nicht. Die Arme auf den Zaun gestützt, die fieberglühenden Wangen mit den Händen deckend, lehnte sie stillweinend da, daß die heißen Thränen durch ihre Finger auf die darunter stehenden Blumen und Blätter perlten. Ander sah es, der Schmerz überwältigte ihn; er warf den Rechen weg, eilte in seine Kammer, kleidete sich ordentlich, und machte sich auf dem kürzesten Weg nach St. Michael zum Kuraten.

Der freundliche Herr sah dem athemlosen Burschen gleich an, was ihm auf dem Herzen liege.

„Ei, Ander,“ rief er ihm entgegen, „wo brennt's denn; ist gewiß wegen der Nanni?“

„Ja, hochwürdiger Herr Kurat,“ fing der Ander an, „heut' hab' ich eine große Bitt', die Sie mir nicht abschlagen dürfen.“ Nun erzählte er ihm, wie seine Liebchaft im Dorfe bekannt geworden, und wie seine Mutter deshalb geeifert habe, und daß es im Müllerhause mit der Nanni wahrscheinlich einen Sturm abgesetzt habe, denn sie stehe weinend am Zaun; er dürfe aber nicht dazu, weil es seine Mutter verboten. „Und weil ich halt weiß,“ schloß er, „daß hochwürdiger Herr Kurat es gut mit uns meinen, und weil Sie es uns halt versprochen haben, seiner Zeit . . . .“

„Ein Wörtel zu reden,“ ergänzte der Kurat.

„So thäten wir halt recht schön bitten, wenn Sie . . . .“

„Weiß schon, Ander; werden die Sache schon richten. Aber,“ setzte er bei und sah ihn scharf an, „bis dorthin ist Fasten und zwar strenge. Das Gebot der Eltern muß man befolgen, dann wird am Erde Alles recht werden. Also verstanden.“ Mit diesen Worten reichte er dem Ander die Hand zum Abschied.

Getröstet durch des Kuraten freundliche Versicherung, eilte der Bursche leichten Herzens nach Hause. Als er am Weg, der zur Mühle hinabführt, vorbeikam, begegnete er dem Bruder der Nanni, der traurig am Gatter stand.

„Michel!“ rief er ihm freudig zu, „sag' zur Schwester, es geht Alles gut, sie soll nur nicht verzagt sein, der Herr Kurat wird die Sach' schon richten; ich hab's nimmer ausg'halten und bin zu ihm g'rennt.“

„Zeit wär's,“ entgegnete der Freund und drückte ihm warm die Hand, „die Nanni thut mir schier erbarmen; du weißt wohl — heute Vormittag das Spektakel, und jetzt hat sie der Vater weinend am Zaun oben g'sehen und da ist's von neuem losgegangen.“

Dem Ander kamen die Thränen in die Augen, als er dieses hörte. „Das arme Mädel, sie verdient's nicht um mich, — grüß' mir sie und tröst' sie, so gut's geht.“ —

„Anderle,“ rief es vom Glaserhäuschen herunter, „Anderle!“

„Lauf' nur schnell, Ander,“ sagte der Michel, „deine Mutter schreit schon eine Viertelstunde lang nach dir.“

Ein „b'hüt' Gott“, und in ein paar Sägen war der Ander hinter der Thüre des Glaserhäuschens verschwunden.

Bald belehrte herunterhallendes Stimmengekreische den Michel, daß die alte Glaserin den Ander wegen seines verschwiegenen Weganges tüchtig auszankte. —

Im Dorfe wußte man natürlich bald um die traurige Wendung, die unsere Liebesgeschichte genommen hatte, und fast acht Tage lang war sie der ausschließliche Gegenstand des abendlichen Heimgartens.

Von Niemanden sprich: man lieber als von Verstorbenen und Verliebten, heißt das Sprichwort, und so ging es auch hier. Dazu trug das Benehmen der alten Glaserin nicht am wenigsten bei. Diese hatte, um ein Zusammenkommen ihres Ander mit des Müllers Nanni möglichst zu hintertreiben, alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln ergriffen, und da sie, vermuthlich aus eigener Erfahrung, wußte, daß es leichter sei, ein Star Flöhe zu hüten, als zwei Verliebte, so ging sie nicht nur bei Tage dem Ander auf Schritt und Tritt nach, sondern ihr Argwohn hieß sie selbst Nachts oft aufstehen und wie ein chäzebehütender Drache den Söller umschleichen, ob nicht etwa trotz

doppelt verriegelter Kammerthüre, die sie jeden Abend selbst schloß, und trotz des eisenvergitterten Fensters die Liebenden ein Stelldichein fänden. Erst wenn ihre eigenen Augen den Ander ruhig auf seinem Lager schlummern sahen, kehrte sie gesichert zu ihrer Lagerstätte zurück, um in aufgeregten Träumen sich von ihrem Wachtienst zu erholen, während den Ander die rosigsten Bilder der Zukunft und das Bild seiner Geliebten umgaukelten.

Die Sorge der Glaserin war aber um so unbegründeter, als sie auf den Gehorsam ihres Sohnes fest vertrauen konnte, und hätte auch ihn die Liebe das Gebot des Kuraten beiseite schieben lassen, so war in der strengen Wachsamkeit des Müllers und noch mehr in den Spürnasen einiger alten Dorffungfern eine hinlängliche Bürgschaft für das Getrenntsein der Liebenden gegeben.

## V.

### Der Herr Kurat.

Der folgende Sonntag war ein herrlicher Sommertag und so manche lustige Gesellschaft von Haller Stadtleuten durchzog den schönen Gnadenwald oder quartirte sich beim Kuendl ein.

Droben aber beim Plankenhof schauten zwei salbige Jungferngesichter zum Fenster heraus. Es war die Plankenmoidl, „'s Diendl“, wie man sie trotz ihrer vierzig Jahre hieß, und die Plankenzenz, welche die Vorübergehenden musterten und dann und wann eine spitzige Bemerkung sich zuzischelten.

Plötzlich stieß die Moidl ihre Schwester mit dem Ellenbogen. „Da schau' einmal, Zenz,“ sagte sie mit dem Kopfe deutend, „was hat denn der Herr Kurat heut' für ein G'schäft, daß er so eilig durch's Gatter zum Glaserhäusl stackelt? . . . . Schon richtig! . . . . die alte Glaserin sitzt vor der Thür, und er geht auf sie zu und mit ihr in's Haus. Was thut denn der Kurat bei der?“

„O mei,“ antwortete die Zenz mürrisch, „was wird's sein, wohl wegen der Liebchaft vom Ander mit der Müller-Manni. Es red't ja das ganze Dorf davon. Vielleicht spricht er der Alten zu, daß sie die Heirath zugibt.“

So war es auch. Der würdige Seelenhirte, der in seinem liebevollen Herzen gerne alle seine pfliegbefohlenen Schäflein glücklich gewußt hätte, bedauerte nicht minder das junge Paar, als den langjährigen Zwist der Eltern, und benützte diesen schönen Feiertag, seine Fürbitte für die Liebenden einzulegen.

Zuerst wollte er es bei der Alten versuchen, mit dem Müller hoffte er leichter fertig zu werden.

Die Glaserin fühlte sich durch den unerwarteten Besuch außerordentlich geschmeichelt. „Hochwürden, Herr Kurat,“ begrüßte sie ihn mit einem Bückling, „was verschafft denn mir die Ehr, wenn ich fragen darf?“

Der Kurat schüttelte ihr die Hand. „Grüß Gott, Glaserin! Freilich, Ihr dürft Euch schon wundern über meinen Besuch; es ist wohl lange her, daß ich bei Euch zugesprochen habe. Damals hat noch Euer seliger Mann gelebt. Geschäfte hindern mich, sonst wäre es meine größte Freude, öfter meine geistlichen Kinder zu besuchen, eines nach dem andern.“

Die Glaserin bat nun den Kuraten, in die Stube zu kommen, und stellte ihm einen Teller voll schmalziger Krapsen auf den Tisch, die vom Mittagessen übrig geblieben waren.

„Nicht wahr, wir haben ein prächtiges Wetter jetzt,“ fing der Kurat an, „wie gemacht zum Austrocknen des Grummets.“

„Ja,“ gab die Glaserin zur Antwort, „Gott sei Dank, heuer steht das Gras so schön, wie es die Aeltesten im Dorf nimmer denken. Morgen führen wir ein. Es ist ein tüchtiges Stück Arbeit für unser Zwei.“

„Das ist wahr,“ entgegnete der Kurat, „ich habe mich oft gewundert, wie Ihr und Euer Sohn alle Arbeit allein zu Stande bringt. Der Ander ist wirklich ein braver und thätiger Bursche; Ihr dürft schon Freude an ihm haben.“

„Ja — von wegen der Arbeit hab' ich keine Klag' mit ihm . . .“

„Wenn Ihr gescheidt seid, Glaserin,“ lenkte der Kurat ein, „so setzt Euch bald zur Ruhe. Ihr habt Euer Lebttag' genug gearbeitet und gehaust. Der Ander ist kein Kind mehr und wird Euch wohl bald eine junge starke Schwiegertochter in's Haus bringen, die Euch die Mühe und Plage abnimmt.“

Die Alte schwieg. Der Kurat warf einen heimlichen Blick auf sie und fuhr dann fort: „Ja, ich glaube sogar, der Ander hat bereits eine Wahl getroffen; es freut mich auch, wenn es so ist; denn ich habe weit und breit kein solches Mädchel angetroffen, so unschuldig und gut, so sittsam und häuslich, wie des Müllers Nanni.“

Die Glaserin horchte hoch auf.

„Was, die Müller-Nanni?“ plagte sie endlich heraus. „Und das sagen Sie, Hochwürden? Wissen Sie denn nicht, wie der stolze Müller meinen Mann — Gott tröst' ihn — v'schimpft hat, und daß nur er und die Kränkung über den Schaden, den der Prozeß uns

gebracht hat, an seinem Tod Schuld ist? Ich hab's meinem Mann hundertmal versprechen müssen, daß ich und mein Anderle nie wollen Gemeinschaft machen mit dem Müller. Die Nanni in's Haus! Daß wir uns könnten bei jeder Gelegenheit vom Alten vorruffen lassen, welche Gnad' er uns dadurch erwiesen hat. Nein, Hochwürden, so lang' ich leb', g'schieht das nicht, daß mein Anderle auf seines Vaters Grab Hochzeit hält."

Die Alte war ganz in Eifer gekommen; die Erinnerung an den unseligen Streit hatte ihr die Galle aufgerüttelt, so daß sie in der Vergessenheit den Teller mit den Krapsen ergriff und in den Schrank stellte.

Lächelnd bot ihr der Kurat eine Brise an, denn er wußte, daß das Schnupfen eine geheime Leidenschaft der Glaserin war; dann fuhr er fort: „Ei, ei, ei, Glaserin! Ihr redet nicht, wie es einem guten Christen geziemt. Euer seliger Mann ist jetzt, so Gott will, im Himmel, und hat den thörichten Haß nicht mitgenommen in die bessere Welt; seid gewiß, Ihr könnt ihm keine größere Freude machen, als wenn sich die Kinder über seinem Grabe die Hände reichen."

„Aber warum, Hochwürden, Herr Kurat," fragte die Alte etwas spitzig, „warum muß denn mein Anderle gerade des Müllers Nanni zum Weib haben? Es gibt Mädeln genug im Gnadenwald, die ebenso gut und häuslich vielleicht besser sind, als das auf'spreizte junge Ding, die Nanni!"

„W a r u m? Glaserin! . . . Nun, so sagt mir doch, warum Ihr jußt den Glaser genommen habt, und es Euch sicher auch von Niemanden hätten wehren lassen? Ihr habt ihn eben gern gehabt, wie der Ander die Nanni. Die Lieb' gießt einem der himmlische Vater in's Herz, und was der Herrgott thut, das thut er nicht ohne Absicht, glaubt mir's."

„Und der alte Müller," fragte die Glaserin nach einer Weile schlau, „was sagt denn der dazu? Ist's ihm also recht, wenn mein Anderle um seine Nanni kommt? Ist ihm mein Anderle nit viel z' bäurisch für das Milch'gicht? . . . Und dann, wenn dem Müller was d'ran liegt an der Sach', so soll er selber kommen und soll z'erst den Schimpf abbitten, dann wollen wir weiter reden"

„Ja, könnt denn Ihr nicht den ersten Schritt zur Versöhnung thun?" begütigte der Kurat. „Ihr thut damit nur Etwas, was Euer seliger Mann nicht mehr ausführen konnte, aber gewiß die Absicht hatte, als er dem Müller das Wasser wieder gegeben hat. Wer weiß, ob nicht der Müller nur auf ein gutes Wort von Euch wartet. Gebt ihm ein gutes Beispiel und reicht ihm die Hand."

So sprach der Kurat noch eine Weile fort, bis er bemerkte, daß die Alte weicher wurde. Es schmeichelte ihr, daß der Acker eines der schönsten und wohlhabendsten Mädeln heimführen sollte; die Nanni brächte vielleicht eine hübsche Mitgift mit, und zugleich dachte sie, würden auch ihr bessere Tage kommen, und es trüge wieder eine Schüssel guten Kaffee oder hie und da ein Gläschen Rothen.

„Nun, Hochwürden Herr Kurat,“ gab sie endlich zu, „wenn der Müller herwärts schaut, werd' ich wohl am End' auch Ja sagen müssen.“

Der Kurat sparte nicht das Lob über ihre versöhnliche Gesinnung, wies auf die Ruhetage hin, die nun für sie kommen würden, und schied endlich mit dem freundlichen Wunsche, recht bald ihr zur Hochzeit ihres Sohnes gratuliren zu können.

Die Alte gab ihm noch das Geleite bis zum Gatter; dort verabschiedete sie sich mit einem tiefen Bückling, und ging von da schnell zur benachbarten Ruckerbäurin, ihrer Vertrauten, um dieser die ganze Sache zu erzählen.

Der Kurat aber schlug zuerst die Richtung gegen St. Michael ein. Ein Stück weiter draußen bog er jedoch rechts ab und stieg zur Mühle hinab.

„Es ist am besten, man macht die ganze Sache mit Einmal ab,“ sagte er zu sich selbst, als er den holperigen Weg hinabschritt. Jetzt stand er vor dem neuen Mühlgebäude. Da Sonntag war, ruhte das Rädergetriebe. Aber es war eine andere Ruhe wie damals vor ein paar Jahren, als noch der unglückselige Streit währte. Damals war es ein trauriger Anblick für Jedem, der durch's Mühlthal herunterstieg und das großartige Gebäude todtenstill liegen sah, und darüber die versumpften Wiesen des Glasers. Heute war es anders, der ganze Ort machte den Eindruck der Wohlhabenheit, und der volle Urschelbach schäumte muthwillig im raschen Guffe aus dem üppigen Wiesgrund des Glasers, als freute es ihn, einen Rasttag zu haben. Wie lachte dem alten geistlichen Herrn innerlich das Herz, als er diese Wandlung sah; denn sie war sein Werk. Um so mehr hoffte er, der Müller werde auf sein gutgemeintes Wort hören. Er stieg über die paar Stufen des Hauses und klopfte mit dem Klöpel an die verschlossene Thür; da Niemand öffnete, wollte er eben wieder weggehen; da sah er am danebenstehenden Garten das Pförtchen offen. Er guckte hinein.

„Ah, Hochwürden Herr Kurat!“ tönte ihm eine junge Stimme entgegen, und bald drückten sich zwei frische Lippen auf seine Hand.

„Bist du's, Nanni,“ sagte er zutraulich zum Mädchen, das

etwas verlegen vor ihm stand; „könnt' ich vielleicht mit deinem Vater sprechen?“

Die Wangen Nanni's überflog ein flüchtiges Roth. „Es ist Niemand zu Hause, als ich; der Vater ist in die Gunkel und der Michel mit den Knechten nach Hall. Soll ich etwas ausrichten, hochwürdiger Herr Kurat!“

„Ja, Mabele,“ antwortete dieser schalkhaft und zwickte sie in die blühenden Wangen, „sag' ihm, ich lass' ihn grüßen und fragen, ob ich schon am nächsten Sonntag den Glaser Ander mit seiner Nanni verkünden soll, oder noch warten?“

Das Mädchen sah ihn zuerst mit großen Augen an, dann fing sie bitterlich zu weinen an.

„Na, na, liebes Kind,“ suchte sie der Kurat zu besänftigen und nahm sie bei der Hand, „es war nicht so böß gemeint, nur Scherz und kein Spott. Damit du's weißt, ich wollte eben deshalb heute mit deinem Vater sprechen, und jetzt gehe ich schnurgerad', so schnell es meine alten Füße ertragen, zur Gunkel, und dann, wenn's Gott's Wille ist, kommst du und dein Ander auf's nächste Frühjahr wohl zusammen.“

Das Mädchen horchte ihm mit hochklopfendem Herzen zu; dann trocknete sie sich mit der Schürze die Thränen ab, und schaute ihn mit ihren großen treuen Augen so bittend an, daß dem guten alten Herrn selbst ganz wehe um's Herz wurde und er eine Priese nahm, um seine Rührung zu verbergen.

„Und jetzt b'hüt' dich Gott, Kind,“ sagte er dann eilig, „und bleib' brav, dann wird Alles recht werden.“

Das Mädchen wollte ihm dankend die Hand küssen, aber der Kurat war schon zur Gartenthüre hinaus auf dem Wege zur Gunkel.

„Diese Verliebten sind doch ein eigenes Volk,“ murmelte er vor sich hin, „käme es auf sie an, so müßte der liebe Herrgott unterdessen alle übrigen Weltgeschäfte liegen und steh'n lassen und nur an sie denken. Und ich alter Graufopf muß auch noch den Narren machen und mich um die Sache scheren, als ob es meine eigene wäre.“

Solche Betrachtungen kürzten den Weg, den der Kurat machte. Trotz seines Alters, denn er war damals schon ein tiefer Sechziger, griff er aus wie ein junger Mensch, und wohl Niemand hätte den Zweck geahnt, der den alten Herrn so zur Eile antrieb.

Der Kurat war einer jener Priester, die, von der hohen Wichtigkeit ihres Berufes erfüllt, mit ganzer Seele sich diesem hingeben. Das Wohl seiner Gemeinde ging ihm über Alles; um die übrige Welt kümmerte er sich nur im Nothwendigsten. Trotzdem verband

er mit seiner tiefen Frömmigkeit einen richtigen Blick in's praktische Leben, das Vermächtniß einer reichen Erfahrung. Dabei war er stets voll Schonung gegen die Fehler Anderer, wie er überhaupt mehr mit Liebe als kalter Strenge seine Pfliegbefohlenen leitete. „Es sind halt Menschen,“ war sein gewöhnlicher Spruch, wenn man ihm zu große Nachgiebigkeit vorwarf. So kam es, daß Alt und Jung den würdigen Seelenhirten liebte, und die ganze Gemeinde voll Zutrauen seine Ermahnungen und Rathschläge hinnahm.

Jetzt war er eiligen Schrittes nach St. Michael gekommen, von wo aus der Weg in einer kleinen halben Stunde zum Gunkelwirthshaus führt. Die Kinder des Weilers ließen ihm von Weitem zu, um seine Hände zu küssen. Aber heute bekamen sie keine schönen Bildchen oder geweihten Pfennige, sondern wurden mit einem „gilt schon“ und „nur brav sein, Kinderchen“ abgefertigt. Auch der Herr Schullehrer, der eben von seinem Hause herauskam und große Schritte machte, um mit dem Herrn Kuraten ein Wörtlein über Politik und dies und jenes zu plaudern, mußte sich mit einem flüchtigen „guten Abend, Herr Lehrer“ bescheiden, so eilig setzte jener seinen Weg fort. Erst als er in die Nähe der Gunkel kam, zu jener wunderschönen schattigen Waldpartie, die sich zuvor ausbreitet, hielt er einen Augenblick still und wischte sich den Schweiß von der erhitzten Stirne. Wie angenehm strich die kühle Ostluft durch seine weißen Haare, und die muntern Vöglein ringsum im Tannengeäste fangen und pfeifen, daß man ihnen ihr Wohlbehagen anmerkte.

Der Kurat nahm eine Brise und schaute prüfend zum Walderjoch hinauf, das über die grünen Tannennipfel als kahler Gegensatz herunterschaute. Um die zackigen Kämme desselben hatte sich weißgraues Gewölke gelagert, und auch aus dem Hallthale kam es ganz dunkel heraus. „Heut gibt es noch ein Wetter,“ sagte der Kurat und setzte seine Füße wieder in Bewegung. In fünf Minuten war er in der Gunkel, und richtig, unter den Lindenbäumen vor dem Hause saß an einem der Schenkische der dicke Müller. Zufällig war er allein. Als er den Kuraten erblickte, stand er auf, lüftete seinen Hut und bot dem Angekommenen einen Stuhl an.

Als der Müller hörte, daß der Kurat in der Mühle zugesprochen habe, bezeugte er eine große Freude; denn seit dem Streit mit dem Glaser war er dem Hochwürdigen, der ihm stets zur Versöhnung an's Herz redete, immer etwas scheu begegnet. Daß eine ähnliche Angelegenheit den Herrn Kuraten zu ihm geführt, fiel ihm gar nicht bei, sondern er glaubte sicher, es handle sich um eine Kirchengabe, etwa für eine neue größere Glocke in St. Michael, da bei der wal-

digen Gegend der Ton des kleinen Geläutes, besonders bei stürmischem Wetter, ziemlich unzureichend ist. Wie erstaunte er aber, als der Kurat, der der entschiedenen Frage des andern nicht mehr ausweichen konnte, demselben in kurzen, aber freundlichen Worten sein Anliegen in Betreff der Liebenden vortrug. Er hatte den ganzen Liebeshandel seiner Tochter mit dem Ander längst vergessen gehabt, und hinsichtlich ersterer bereits seine Schritte gethan, um sie glücklich unterzubringen.

„Herr Kurat,“ sagte er endlich, als dieser geendet hatte, „nehmen Sie es mir nicht für ungütig, aber diesen Weg zur Gunkel hätten Sie sich ersparen können; denn aus der Angelegenheit wird Nichts. Ich thu' dem Ander alle Ehr' an; er ist ein wack'rer Bub', und hätt' er . . . . wollt' ich sagen, wär' er . . . . wär' er noch braver, ich könnt' ihn nicht haben. Hab' ich darum g'spart und g'schunden Jahr aus, Jahr ein, bin der Erste auf und der Letzte im Bett g'wesen? Für mich, Herr Kurat, hab' ich's nicht gethan, — ich bin alt und genieße es nimmer — aber für meine Kinder; die können sich jetzt in's weiche Nestl legen; die Mühl' übergeb' ich nächstens dem Michel, und die Nanni . . . . ja, meine Nanni,“ setzte er wohlgefällig schmunzelnd hinzu, „die kriegt schon auch ein paar Kreuzerlen.“

Der Kurat merkte wohl, wo die Sache hinauswolle, und schwieg daher vorderhand. Dem Müller mußte die ganze Unterredung nicht recht gewesen sein, denn er rief der Kellnerin und legte eine große Banknote auf den Tisch zur Bezahlung.

„Ja, Herr Kurat,“ sagte er nach einer Weile und trank sein Glas aus, „bis nächsten Fasching lad' ich Sie zur Hochzeit, und dann werden Sie sehen, daß un're Kirch' in St. Michael dabei auch besser daran ist, als wenn ich mein sauer erworbenes Geld an einen Kleinhäusler verwerf.“

Der Kurat stellte ihm vor, daß das Herzensglück weit mehr wiege als Reichthum.

Der Müller aber stand lachend auf und sagte: „Ah bah! lieber Herr Kurat, das sind Flosaen. Hab' auch einmal so gedacht als junger Laff; aber später bin ich g'scheidter g'worden und hab' g'funden, das beste auf der Welt ist, wenn man Haus und Hof und keine Sorgen hat. Mit der Lieb' hat man nicht g'geffen . . . .“

Und als der Kurat noch eine wohlbegründete Einwendung machte, nahm der Müller seinen Hut, klopfte dem geistlichen Herrn auf die Schulter und sagte kurzweg: „Hochwürden, Herr Kurat! Ich bin Ihnen dankbar für jeden andern guten Rath; aber das ist

meine Sache; für die Nanni werd' ich schon sorgen." Mit diesen Worten empfahl er sich, und machte sich auf den Heimweg nach St. Martin.

Der Kurat blieb noch eine Weile sitzen; denn er wollte den Müller nicht länger belästigen. Der abschlägige Bescheid des Letzteren schmerzte ihn um so mehr, als er einerseits dadurch die Ausglei- chung des langen Streitcs, der ihm schon so viel Verdruss in seiner Ge- meinde gemacht hatte, vereitelt sah; noch mehr bedauerte er aber die beiden Liebenden, deren Hoffnungen nun wahrscheinlich für immer vernichtet waren. Indes vertraute sein gläubiger Sinn auf den lieben Herrgott, der, meinte er, Mittel und Wege genug besitze, die Beiden, wenn es zu ihrem Heile wäre, zusammen zu führen. So brach er bald getröstet auf, um noch rechtzeitig nach St. Michael zu kommen. Es dämmerte bereits, und ein fernes Brummen vom westlichen Himmel belehrte ihn, daß das gehante Wetter im An- zuge sei. —

Während dieses ganzen Vorganges in der Gunkel, wo der prak- tische Weltfenn den Sieg über das Herz davongetragen hatte, bot ein stillcs Plätzchen in St. Martin ein ganz anderes Bild von Lebensanschauung.

Wie wir wissen, war die Glaserin gleich nach dem Besuche des Kuraten eiligst zu ihrer Nachbarin gelaufen, um ihr das wichtige Ereigniß, das stattgefunden, mitzutheilen. Die Ruckerbäurin verlor über diese unerwartete Nachricht ganz den Kopf und redete ihr ein- dringlich zu, nur ja sich vom Müller recht bitten zu lassen, damit die Aussteuer recht ergiebig ausfalle. Auch noch manches andere kochten sie mitsammen ab, was nur die vier Küchenwände des Rucker- häuschens wissen. Als die alte Glaserin endlich wieder nach Hause eilte, kam eben der Ander an. Er war mit dem Müller Michel nach Hall gegangen und nun zurückgekehrt. Die Alte that heute gar freundlich mit ihm, während sie sonst stets zu schmälen hatte, wie und wo er gewesen und so weiter.

„Nun, Anderle,“ rief sie ihm zärtlich zu und stemmte ihre zwei Arme in die Seite, „was ist denn, gehst heut' niz zur Nanni in Heimgart?“

„Ja Mutter?“ fragte erstaunt der Ander und schaute sie mit zweifelhaften Blicken an.

„Ja, ich mein' nur,“ fuhr die Alte pöflich fort, „weil's schon doch einmal so weit ist, schiät sich's doch.“

Der Ander wußte gar nicht, wie ihm geschah. Als er aber hörte, daß der Kurat da gewesen, da machte er einen Freudensprung

fast bis zur Zimmerdecke und fiel mit einem lauten Fuchzer der Mutter um den Hals.

„Ich dank' Euch, Rütterle, viel tausendmal, und wir werden Euch g'wis auf den Händen tragen und Alles anthun. Aber jetzt erlaubt's schon, daß ich zur Nanni geh' und mit ihr ein paar Wörteln red'.“

Als die Alte freundlich zunickte, stürmte er jauchzend zur Thür hinaus und war in ein paar Sprüngen in der Mühle.

„Nannele, jetzt geh' nur mit mir ein bißel, ich muß mit dir etwas reden,“ sagte er mit athemloser Hast zum Mädchen, das ihm wohl an den leuchtenden Augen ansah, daß etwas Freudiges vorgefallen sein mußte. Sie wollte zwar Anfangs wegen des Verbotes ihres Vaters Einwendungen machen; aber der Ander zog sie an der Hand mit und konnte es kaum erwarten, bis sie in den schattigen Buchenwald eingebogen hatten, der sich seitwärts von der Mühle ober dem Farbenthale hinzieht. Jetzt vermochte er nicht mehr zurückzuhalten. Er stand mit ihr still, preßte sie stürmisch an seine Brust und drückte ihr einen kräftigen Kuß auf ihren vollen Mund, daß das Mädchen erschrocken sich nach allen Seiten umsah.

„Ja, Ander, bist denn verrückt?“ fragte sie den Liebsten, der mit wonnestrahrenden Blicken vor ihr stand.

„Na, Nannele, verrückt bin ich net, aber bald werden thu' ich's, und zwar vor lauter Freud'. Und jetzt setzen wir uns auf die Bank dort unter den Buchen, und da werd' ich dir Alles haarklein erzählen.“

Dort auf jenem stillen Plätzchen nun, wo das grüne Laubwerk der uralten Bäume wie ein Vorhang sich von allen Seiten herabsenkt und ein trauliches Dämmerlicht verbreitet, ließen sich die zwei Liebenden nieder und tauschten ihre Herzensangelegenheiten aus. Der Ander erzählte der Nanni vom Besuch des Kuraten bei seiner Mutter und, wie diese nun gar nichts mehr einzuwenden habe; die Nanni hingegen ergänzte seinen Bericht durch die tröstenden Versicherungen, die ihr der Kurat heute Nachmittag gegeben hatte. Auch theilte sie ihm mit, daß dieser vor ein paar Stunden zur Gunkel gegangen sei, um mit dem Vater wegen ihrer Heirath zu sprechen. Kurz, die Beiden sahen den Himmel voll Geigen und hätten gewiß auch die Engel darin gesehen, wenn nicht das schwarze Wettergewölke, das dumpfbrummend langsam heraufzog, denselben immer mehr verdeckt hätte. Aber was kümmerte die Beiden der ferne Donner? — Sie hatten sich ja so Vieles, Vieles zu vertrauen, und es müssen gar wichtige Dinge gewesen sein, denn sie saßen wie zwei Vögelein so still bei einander und flüsterten so leise mitsammen, daß selbst die Drossel

über ihnen im Laube kein Sterbenswörtchen von ihren Geheimnissen verstanden hätte. Und wer wäre auch so grausam gewesen, das Glück der beiden Liebenden zu stören, denen nun die Zukunft so goldenhell lachte, die sich endlich am Ziele ihrer heißesten Wünsche glaubten.

Ein mächtiger Donnerschlag, der weithin rollend ringsum an den Falkwänden das Echo wachrief, riß sie endlich aus ihren Träumen.

„Jesus! Ander, es ist schon dunkel; was wird der Vater sagen, ich muß gehen,“ sagte die Geliebte und machte sich aus seinen Armen los.

In diesem Augenblicke theilte sich das Gebüsch und der alte Müller stand vor ihnen.

„Also so treibst du's, Nanni,“ fuhr er mit zorniger Stimme die zum Tod Erschrockene an; „hinter meinem Rücken hast du's mit dem Menschen da, mit dem ich dir den Umgang verboten hab?“

Das arme Mädchen brachte kein Wort der Entschuldigung über ihre Lippe, und klammerte sich fast mechanisch an ihren Geliebten an, der regungslos und wie versteinert dastand.

„Marsch nach Haus,“ fuhr der Müller mit gesteigerter Heftigkeit fort, und riß sie beim Arm vom Ander los. „Und kommt mir der Bettelmensch noch einmal in die Nähe meiner Mühle, so laß ich ihm durch meine Knechte heimzünden.“

„Müller!“ schrie der Ander auf, und hob drohend seine Faust; aber mit dem Rufe: „Ander, es ist mein Vater . . . geh' z' Haus . . .“ warf sich die Nanni lautweinend dem Alten an die Brust.

Dieses Wort genügte, um den zornglühenden Burschen zu entwaffnen.

„Müller!“ sagte er mit Ruhe, „ich acht' Euer weißes Haar, und ich weiß auch, daß nur der Zorn aus Euch so gegen mich spricht. Ihr könnt noch Aergeres gegen mich sagen; aber grad' mit der Nanni seid's gut, denn ich bin an Allem Schuld, nicht sie. Ich hab' sie dazu gebracht, heut' ein Stündl mit mir z'plaudern, weil . . .“

„Der Herr Kurat . . .“ fügte schluchzend das Mädchen bei.

„Ist der Herr Kurat dein Vater, dem du zu folgen hast?“ rief der Müller mit gleicher Heftigkeit dazwischen; „hat er dich aufgezogen und g'kleidet und z'Essen g'geben. Doch jetzt ist's g'nug g'sprochen; es bleibt bei meinem Wort. Treff ich dich noch einmal beim Glaserbuben, dann räumst du mein Haus, und jetzt Marsch!“

Das Mädchen hing sich leidenschaftlich an ihn: „Vater! Ihr

macht mich unglücklich. . .“ So ließ sie sich vom Erbosten weiterziehen. „Wüt dich Gott, Ader! ich vergiß dich net,“ das war ihr letztes Wort, das der Geliebte noch hörte. Vor seinen Augen schwamm es verworren herum, und seine Brust war das Abbild des Sturmes, der ober ihm brausend durch die Aeste zog. Er setzte sich auf die Bank, die noch vor wenigen Minuten seinen Himmel trug. Lange saß er da in der Dunkelheit, die nur durch die leuchtenden Blicke unterbrochen war. Der helle Wetterschein ließ die schönen Buchenbäume ringsum, die Zeugen seines Glückes, wie höhrende Gestalten erscheinen. Jetzt rauschte der Regen durch das dichte Laubdach in Strömen hernieder; aber es störte den Sinnenden dort auf der Bank nicht, dessen wilder Blick starr auf ein paar zerfütterte Blumenblätter am Boden geheftet war.

Plötzlich sprang er mit einem wilden Hohnlächeln auf und eilte hastig den Waldweg hin zu seiner Heimath. Dort sprang er über den Zaun in's Gütchen. Doch steh, er geht nicht auf die Thüre zu, obwohl seine Mutter noch Licht im Zimmer hat und gewiß sehnsüchtig ihn erwartet. Neben dem Stall im Schuppen schlüpft er leise auftretend hinein; was mag er wollen?

Vom Martinskirchlein schlägt es bereits zehn Uhr; der hoch angeschwollene Urschelbach bräust schäumend durch die dunkeln Wiesen zur Mühle hinab, als wollte er das Räderwerk zertrümmern. In der Mühle selbst ist Alles still; nur dort im Eckzimmer, das heraufschaut, ist noch ein Fenster hell. Und könntest du da hineinschauen, so sähest du ein Mädchen weinend vor einem Muttergottesbildchen knien, das an der Wand über der Kommode hängt. Und sie weint und weint, und es will ihr beinahe das Herz abdrücken. Jetzt steht sie auf und geht an's Fenster. Sie horcht aufmerksam hinaus, denn im Glasergütchen oben ist's noch lebendig und auch der Hund unten beim Hausthor schlägt beständig an. Ihr Herz klopfte, daß es beinahe die Brust zersprengte. Sie strengte ihr Auge an, um die Nacht zu durchdringen, und glaubte endlich etwas Weißes zu sehen, das sich jenseits des Zaunes hin und her bewegte. „Das ist der Ader, — o mein armer Vater!“

Ihr Auge und ihr Sinn hatte sie nicht getäuscht; er war es. Gerade über dem Zaune, wo die Schleufe des Urschelbaches liegt, stand er da. In der Hand trug er eine Art, während ein triumphirendes Hohnlächeln seine schönen Züge verzerrte.

„Jetzt wollen wir abrechnen, Müller!“ rief er, grimmig vor sich hin lachend, und schwang das Beil drohend gegen die Mühle; „von morgen an kannst mit Regenwasser dein Räderwerk treiben und betteln geh'n, du und deine . . .“

Was hielt er plötzlich inne? Was hieß ihn das geschwungene Beil langsam senken? Fast erschrocken schaute er herum, als fürchtete er, ein Ohr könnte ihn gehört haben. Auf das Instrument gestützt, stand er am brausenden Mühlbach, sein Auge hing am hellen Lichtschimmer, der wie ein Stern vom Fenster des Müllerhauses heraufleuchtete.

Lange schaute er; es war ihm, als stehe eine Gestalt bittend am Fenster, ihm von seinem rächenden Vorhaben abzurathen. Schlug er mit dem Vater nicht auch sie, sein Alles? Und war seine That auch recht? Durfte er als Christ sich rächen?

Er kämpfte einen furchtbaren Kampf mit sich. Liebe und Haß, Christenpflicht und Rachegefühl durchwogten wie Engel und Dämonen sein erregtes Inneres.

„Nein, nein, nein!“ rief er endlich und schleuderte die Art weit von sich, „lieber zu Grund geh'n, als schlecht handeln. Es will einmal net sein, daß ich glücklich bin, und wenn's auch vielleicht mein Tod ist.“

Er warf noch einen Blick zur Mühle hinab; das Licht am Fenster war erloschen; aber droben am Himmel hatte sich das Gewittergewölke zerstreut, und Stern an Stern zog klar und ruhig durch die Nacht hin. Wie lindernder Thau senkte sich ein versöhnendes Gefühl über ihn, und langsam aber mit festen Schritten stieg er zum elterlichen Häuschen hinauf, und legte sich zur Ruhe, um im Schummer sein zertrümmertes Glück zu vergessen.

Was soll ich noch von der nächstfolgenden Zeit erzählen. Der Zorn der Glaserin über diese neue Schmähung kannte keine Grenzen und ergoß sich nur zu oft über ihren Sohn. Dieser ließ Alles ruhig über sich ergehen; aus dem frischen lebensfrohen Burschen war ein stiller trauriger Mensch geworden. „Es freut mich halt nix mehr auf der Welt“, das war die trostlose Antwort, die er seinen Kameraden gab, wenn sie ihn oft an Sonntagen in ihrer Gesellschaft haben wollten.

War dem Acker der Muth, so war seiner Geliebten das Herz gebrochen. Wie der Herbst die rothen Blätter von den Bäumen schüttelte, so fielen auch allmählig von Nanni's Wangen die Rosen weg. Bleich und abgehärmt, war sie ein Bild stillen innern Leidens, und als am nächsten Kirchtag bei der feierlichen Prozession die Leute sie sahen, sagten sie kopfschüttelnd: Wenn's so fortgeht, macht's die Nanni nicht über's Frühjahr, und der Müller kann statt der Hochzeit einen Todtenschmaus halten.

VI.

Leid und Freud.

Wieder war der Winter gekommen und hatte das liebliche Plateau des Gnadenwaldes in seine kalte Decke gehüllt. In diesem Jahre war ein besonders reicher Schneefall; wochenlang stöberte es alle Töcher auf und ab, als sollte der ganze Wald verschneit werden. Fußhoch lag der Schnee vor allen Häusern, und nur die eingetretenen Pfade, welche die einzelnen Gehöfte mit einander verbanden, gaben Zeugniß, daß die Nachbarn dennoch freundlich mitsammen verkehrten und trotz Schnee und Kälte in den abendlichen Heimgarten gingen.

Ob wohl alle Häuser von St. Martin ein solcher Friedenspfad verband? —

Endlich nach langem Schneien folgte heller Himmel, und die Wintersonne strahlte in tausend und tausend Diamanten von der glitzernden Fläche.

„Heut' mußt um Holz fahren, Anderle!“ sagte die Glaserbäurin zu ihrem Sohne, der in der Stube eben seine Frühbrennsuppe verzehrt hatte. Schweigend stand dieser auf, holte sich seine eisenbeschlagenen Schuhe, warf seinen wollenen Kragen um, und zog den Holzschlitten aus dem Schuppen heraus. Die Alte steckte ihm ein Stück Schwarzbrod und eine Speckschwarte ein und ließ ihn mit einem „gib fein Acht, Anderle!“ ziehen.

Im Gnadenwalde nämlich, wie auch in andern Gegenden Tirols, wo steil abfallende und unebene Waldungen sind, benützt man den Winter, der mit seinem Schneefall alle Niederungen ausgleicht, um auf Schlitten das Holz herunter zu schaffen. Es ist dies keine leichte Arbeit und erfordert Kraft und Vorsicht; denn pfeilschnell schießt der Schlitten mit der Last über die gefrorene Runse, gelenkt von den Füßen des Mannes, der vorn, gestützt auf die Schlittenarme, fast auf dem Rücken liegend mit den eisenbeschlagenen Schuhen den Stoß zu mildern sucht. Manches einsame „Marterl“ in steilen Holzschlägen gibt Kunde von derartigem Unglück.

Der Glaserin Waldtheil liegt unter der Hinterhornalpe, die eine halbe Stunde über St. Martin an die fahlen Kalkwände des Walderjochs sich anschmiegt. Der Ander stieg rüstig vorwärts. So lange der Wald nicht begann, zog er den Schlitten, weiter oben aber, wo der Pfad sich verengt, nahm er ihn auf den Rücken. Kaum hatte er ihn oben, da hörte er ein bekanntes „hohopp!“ hinter sich. „Das

ist der Michel," rief freudig der Ander — denn die beiden Freunde hatten ihren eigenen Lockruf — und ein kräftiges weithinhallendes „hohopp!“ unterrichtete den Nachfolgenden von seinem Standort.

Bald bogen ein paar Männer mit Holzschlitten um die Waldecke herauf; es waren richtig der Müller Michel und ein Knecht. Des Müllers Waldtheil lag nämlich gerade über dem des Glasers.

Ander stellte seinen Schlitten wieder nieder und schüttelte dem Freunde die Hand. Den Knecht hießen sie vorausgehen, und nun sprachen die beiden Freunde nach langer Zeit wieder ein trauliches Wort mitsammen.

„Da hast was von der Nanni und einen freundlichen Gruf dazu," sagte der Michel und griff in seine Tasche; „ich trag's schon an drei Wochen herum; aber du weißt, ich kann dich ja nirgends sehen." Mit diesen Worten reichte er ihm ein kleines goldenes Ringlein hin. „Es ist von unserer verstorbenen Mutter; du sollst's als Andenken b'halten."

Der gute Mensch konnte nicht mehr weiter sprechen. Das Leid seiner Schwester ging ihm mehr als sein eigenes zu Herzen. Traurig stützte er sich auf seinen Schlitten.

„Laß gut sein, Michel," sagte der Ander gefaßt und ruhig zum Freund und steckte das Ringlein an; „ertrag' ich's, so wird's die Nanni auch ertragen. Ich weiß, daß der Gunkelwirthsohn um ihre Hand ang'halten hat. Sag' ihr . . . sag' ihr halt . . . in Gott's Namen . . . von mir aus, meinetwegen . . ."

Der Michel schaute auf.

„Ja was, Ander, du willst's Mäd'el jetzt verkehren, und sie hat deinetwegen die Parthie ausg'schlagen; lieber sterben, als einen andern nehmen, hat sie zum Vater g'sagt, wie er ihr die Anfrag' vom Gunkeler hinterbracht hat."

„O mein' Nanni, mein' Nanni," sagte Ander, und drückte überwältigt von Rührung den Michel an seine Brust. „Es kann nicht so bleiben, es muß anders werden; . . . und da, das Ringlein, es ist von meinem Vater, das gib' ihr, wenn du wieder hinunter kommst, und sag' ihr, vergessen hab' ich sie nie, und werd' sie nie vergessen. Aber ich hab' halt ihretwegen g'meint . . ."

„Die Nanni läßt nicht von dir," sagte der Michel kopfschüttelnd, „und bis zum nächsten Frühjahr, wo der Vater Ernst machen will, da rinnt noch viel Wasser."

Die beiden Freunde plauderten noch einige Zeit lang, dann nahmen sie ihre Schlitten auf und schieden. Der Michel eilte dem vorausgegangenen Knechte nach, der Ander aber trug den Holz-

schlitten noch das kurze Stück bis zu seinem Waldtheil und machte sich dann an die Arbeit.

Die schneeüberdeckten Taxendecken wurden weggenommen, und die darunter liegenden Holz- und Reißigbündel auf den Schlitten geladen und festgebunden. Er machte sich eben an's Abfahren, da fauste schon des Müllerknechtes schwerer Schlitten an ihm vorüber.

„Der Michel kommt gleich nach,“ schrie er dem Ander zu, „lass ihn lieber vorbei.“

Der Ander schob seine Ladung etwas seitwärts, und verzehrte unterdessen den Rest seines Schwarzbrottes.

Plötzlich erscholl von oben her ein tosendes Geräusch, näher und näher — und jetzt ein heller, markdurchdringender Schrei.

Ander sprang vorwärts an den Rand der Runse. „Jesus Maria!“ schrie er entsetzt auf, „der Michel!“

Der Schlitten des letzteren war zu früh in's Rutschen gekommen, und schoß sturmschnell die Runse herunter; der Michel war zwischen die Schlittenbäume gerathen und wurde so von der Last hergeschoben.

Ein Stück weiter unten vor dem Umrieb gähnte der thurmhohe Abhang.

„Hieh' aus, Ander! sonst sind wir beide hin,“ feuerte der Michel.

Aber wie der Blitz war Ander in der Runse, faßte Stellung, und stemmte sich mit Riesenkraft der anstürmenden Last entgegen. Der Schlitten warf um, flog auf die Seite, und blieb ein paar Schritte weiter unten seitwärts im Schnee stecken.

Michel war gerettet.

Droben aber lag auf dem blutigen Schnee der Ander. Er wollte aufstehen, sank aber kraftlos wieder zusammen; der Schlitten war ihm über den Fuß gegangen und hatte denselben gebrochen.

Michel eilte zu ihm.

„Unser liebe Frau! hast dir weh' gethan, Ander,“ sagte er zum Freund, der todtenbleich und seufzend vor ihm kauerte. Er versuchte ihm aufzuhelfen, es gieng nicht; die hellen Blutstropfen drangen durch die dicken Wollstrümpfe.

„O mein Ander!“ jammerte Michel, „du hast den Fuß g'brochen meinetwegen, ja was thun wir denn jetzt. . . . War' in Gott's Namen eine Weil', ich will Hilf' holen.“ Unter lauten Wehklagen verließ er den Freund und hinkte so schnell als möglich den Berg hinab. Weiter unten sah er Holzfäller. Er schrie ihnen zu, sie sollten herauf kommen, es sei ein Unglück geschehen. Dann stieg er wieder zum Verwundeten zurück.

Die Holzfäller kamen gleich herauf; einer von ihnen aber lief in's Dorf hinunter, um einen Doktor zu holen.

Unterdessen war es dem alten Müller bereits aufgefallen, daß sein Sohn so lange nicht nach Hause komme, denn der Knecht, der kurz vor ihm abfuhr, war schon längst daheim. Er gieng also ein Stück über die Mühle zum Fahrweg. Da kam ihm schon die Planke jammernd entgegen: „Meister, erschreckt's nicht — der Michel ist unten Schlitten kommen — es soll schlecht steh'n, sagen die Leute.“

Der Müller wurde weiß wie die Wand. Der Michel war dem Alten sein Herzblatt.

„Um Gott's willen, o mein Michel,“ stöhnte der Alte und feuchte verzweiflungsvoll vorwärts. „Ja wo ist er denn? wo ist er denn?“

„Im großen Wald unter der Hinterhornalp.“

Der Seppel gieng mit, und hinten nach lief jammernd die Nanni.

„Der Hollerhans hat mir g'sagt,“ rief ihnen die Krämerin nach, „der Michel sei mit dem Schlitten über die hohe Wand abg'fahren.“

Auf halbem Wege kam ihnen bereits ein Trupp Leute entgegen. Zwei Männer trugen den Ander auf einer Tragbahre von Taxen voraus; daneben hinkte der Michel.

„Ja Michel, Michel, du lebst ja,“ stammelte fast wahnstinnig vor Freude der alte Müller, eilte ihm entgegen, und herzte und küßte ihn ab. „Aber wen bringt's denn da?“

„Jesus, der Ander!“ schrie jetzt Nanni hell auf und sank neben der Tragbahre nieder.

Als der Müller den Glaserbuben erblickte, der blaß wie der Schnee auf den Taxen lag, sagte er fast gleichgiltig: „Der arme Mensch . . . aber weil nur du lebst, mein lieber, lieber Michel“ . . .

„Ja Vater!“ sagte dieser ernst und wies auf den daliegenden Freund, „leben ihu' ich, aber Ihr könntet jetzt eben so gut vor meiner zerfallenen Leich' steh'n, wenn der Ander net g'wesen wär! Er hat sein Leben eing'setzt für mich und hat den Schlitten aufg'halten mitten im Schuß . . . Dem Ander, Vater! müßt's danken, wenn Euch an mir was g'legen ist.“

Dem alten Müller wurde es ganz sonderbar. Der Sohn seines Feindes, den er tödtlich gekränkt, hatte seinem Michel das Leben gerettet. Es durchzuckte ihn der Gedanke, daß er dem Burschen Unrecht gethan. Rührung und Stolz kämpften in seinem Innern.

Er wandte sich gegen die Tragbahre. Neben dem Verunglückten gieng weinend Nanni, die Hand Anders in der ihrigen haltend. Dieser sah sie trotz seiner brennenden Schmerzen mit glücklichen

Augen an. „Sei nur still, Rannele,“ tröstete er sie, „der Fuß heilt schon wieder.“

Jetzt trat der Müller hinzu. „Gott lohn' dir's, Ander,“ sagte er mit stocfender Stimme, „du hast mir einen großen Dienst erwiesen, ich werd' schon . . .“

„Laßt's gut sein, Müller,“ fiel ihm der Ander in's Wort, „ich hätt's jedem gethan, geschweig' dem Michel, der mein Freund ist.“

Den Müller brannten diese schlichten Worte wie Kohlen; er nickte stumm und gieng mit raschen Schritten davon.

Als der Zug in die Nähe von St. Martin kam, lief wehklagend und heulend, gefolgt vom halben Dorfe, die alte Glaserin daher.

„Anderle, mei' Anderle — o du blutiger Heiland, was ist dir denn g'scheh'n?“

„Seid's nur still, Mutter,“ begütigte Ander, „und seid's froh, daß es so abg'laufen ist. Wer weiß, wozu's gut ist.“

„Und allemal, wenn uns ein Unglück trifft, ist gewiß das verwünschte Müllervolk schuld,“ brummte die Alte und ballte die Faust gegen die Mühle hinunter.

Man trug nun den Ander nach Hause. Als die Glaserin in die Stube trat, lag ein „Hunderter“ auf dem Tisch.

„Das ist vom Müller,“ sagte die Dirn', die es gebracht.

Das Geld beruhigte einigermassen die Alte. Sie ließ nun den Bolderauer, den „Wunderdoktor“, wie der Vieharzt dortiger Gegend heißt, kommen; dieser richtete den Fuß ein und verband ihn. „Bis in drei Wochen muß der Fuß g'heilt sein, so sagt der Bolderauer.“

Dies war der gewöhnliche Spruch des „Wunderdoktors“.

Der alte Müller brachte den ganzen Vorfall nicht mehr aus dem Kopfe. „Was hülfen mir meine Mühlen, wenn jetzt mein Michel todt wäre?“ So dachte er oft, wenn er seinen Michel so rüstig schaffen sah. Ein Unrecht offen einzubekennen, ist eine gar schwere Sache. Indessen sagte er nichts, wenn seine Kinder den Ander besuchten, oder die Nanni demselben eine kräftige Fleischbrühe hinauftrug; ja er ließ sogar einmal durch den Michel fragen, wie es dem Patienten gehe.

So kam die trauliche Weihnachtszeit. Der Ander durfte bereits aufstehen, sah aber noch etwas angegriffen aus und der gebrochene Fuß war um etwas kürzer als der andere.

Sonst blieb Alles beim Alten.

Der Kurat war bei diesem Unglücksfall kein müßiger Zuschauer geblieben. Es vergieng keine Woche, daß er den Ander nicht ein paar Mal besuchte und ihm Trost und Muth zusprach.

Eines Tages, — es war gerade am Weihnachtsabend, — als er den Kranken wieder verließ und nach St. Michael zurückkehren wollte, rief ihn der Müller, der vor der Hausthüre stand, zu sich und bat ihn in die Stube zu kommen.

„Hochwürdiger Herr Kurat,“ sagte er, „ich hätt' ein paar Wörtel mit Ihnen zu reden, wenn Sie's nicht ungütig nehmen thäten.“

Der Kurat folgte ihm.

„Sie wissen wohl,“ fuhr der Müller etwas verlegen fort, „. . . der Ander . . . ich bin ihm zu Dank verpflichtet . . . ich möcht' ihm nicht gern was schuldig bleiben. Sie versteh'n mich schon — ein klein's Weihnachtspräsent . . .“

„Ja,“ sagte schmunzelnd der Kurat und nahm eine große Prise, „Ihr wißt schon, Müller, auf Geld gibt der Ander nicht viel, aber . . .“

„Das ist's eben, Hochwürdiger, . . . die Sach' drückt mich schon lang; wenn Sie halt da vermitteln thäten.“

„Wenn ich Euch recht versteh', Müller, . . .“ sagte der Kurat mit leuchtenden Augen.

„Ja ja, das ist's, und damit wir die Sach' schnell abmachen, sind Sie so freundlich und geh'n mit mir gleich jetzt zur Glaserin, und die Nanni nehmen wir auch mit.“

Der Kurat faßte mit Thränen in den Augen beide Hände des Müllers.

„So ist's recht, Müller, das heißt christlich gehandelt. Ein solches Weihnachtsgeschenk kommt schnurgerad' vom Himmel.“

Nun hätte man den Alten sehen sollen. „Nanni, Nanni!“ schrie er durch's ganze Haus aus; „komm' schnell, wir gehen zum Ander.“

Das Mädchen zitterte vor Freude. Sie gingen alle drei mit-sammen hinauf.

„Glaserin!“ sagte der Müller, als er in die Stube trat, „zwischen mir und Eurem Mann selig ist manches vorgefallen — der Glaser hat mir viel Schaden gethan — und ich hab' ihm vielleicht auch Unrecht gethan . . . Kurzum, wir wollen's gut sein lassen, und weil der Ander . . .“

Weiter konnte er nicht mehr sprechen; denn mit dem Rufe: „Lieber Vater!“ hingen sich Ander und Nanni an seinen Hals.

„Nun weil's so ist,“ sagte die alte Glaserin, „und weil's dem Herrn Kurat auch recht ist, in Gott's Namen.“

„Gut, dann sind wir ein Paar,“ jubelte der Ander und schlug

seinen Arm um den Hals des Mädchens; „Hochwürdiger Herr Kurat, geben Sie uns den Segen.“

„Und im nächsten Fasching ist Hochzeit, Glaserin, wenn's Euch recht ist,“ rief freudig der Müller und hielt der Alten die Hand hin.

Die Alte schlug ein.

Und richtig, als Neujahr herum war, da ging es wieder einmal beim Kuendl lustig her; da wurde musiziert, gejodelt und getanzt, daß sich die Aeltesten im Dorf an keine so lustige Hochzeit erinnerten.

Der alte Müller aber übergab dem Michel das Geschäft, und ließ die Mühle neu aufpuzen, daß sie jetzt jedem, der den schönen Gnadenwald besucht, wie eine Kranzjungfer entgegenlacht.



*Handwritten signature or initials in the bottom right corner.*



